DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 5

DM 1,-

Österr. S 7,— Schweiz Fr 1.20
Schweden Kr 1.75 inkl. oms;
Italien L 250; Spanien Pts 20
Printed in Germany

Die Schreckensgöttin



Nr. 5

Die Schreckensgöttin

Die Sonne schien, der Himmel war blau wie selten über London. Zur Mittagspause bevölkerten ungezählte Londoner in hellen und bunten Kleidern den Trafalgar Square. Und mit den Steinlöwen hockten Tierfreunde zu Füßen der Nelson-Säule und bedienten Tauben mit Körnern und Brotkrumen. Man konnte an eine heile Welt glauben.

Da kam aus der Erde ein Mann. Er war der einzige, der einen dunklen Anzug trug. Er war wie ein schwarzer Käfer, der über eine blühende Wiese kroch.

Der Mann kam aus der Untergrundbahnstation und überquerte den Trafalgar Square Richtung National Gallery.

Plötzlich zerriß ein wilder Schrei die Luft.

Die Köpfe der Menschen flogen herum.

Der Mann im dunklen Anzug warf die Arme hoch und schrie wie am Spieß. Ein großer zottiger Hund hatte ihn angefallen und zu Boden geworfen. Sein Gebiß bohrte sich in die Kehle des dunklen Passanten.

Eine Frauenstimme kreischte: »Den Hund! So seht doch den Hund! O mein Gott! Wie furchtbar.«

Viele sahen den Hund. Und sie wollten nicht glauben, daß das, was sie sahen, Wirklichkeit war.

Der Hund hatte als Kopf einen menschlichen Totenschädel. Das Blut seines Opfers troff aus dem Knochenmaul.

Wie ein Gespenst huschte das große, zottige Tier über den Trafalgar Square. Die Tauben stoben auseinander, die Menschen schreiend davon. Einige wagten es, dem Ungeheuer nachzujagen.

Ohne Erfolg.

Der Hund mit dem menschlichen Totenschädel war verschwunden.

Zeugen sagten später aus, daß sie ihn zuletzt auf dem Bürgersteig vor der National Gallery gesehen hätten. Auch ein Pflastermaler, der mit Farbstiften ein Porträt der Königin auf den Bürgersteig zeichnete, machte eine Aussage. Er war vor Schreck auf die kleine Mauer vor der Galerie gesprungen und hatte gesehen, wie der zottige Hund links an dem Gebäude vorbei gerannt und in die Whit Comb Street eingebogen war. Dort verlor sich die Spur des ungewöhnlichen Tieres.

Der Mann, um den sich sofort zahlreiche Passanten kümmerten wurde mit einem Ambulanzwagen weggebracht. Er lebte noch, aber sein Zustand war bedenklich. Die Papiere, die er bei sich trug, lauteten auf den Namen James Fleet.

Die Zeitungen berichteten am Abend von dem ungeheuerlichen Vorkommnis. Im Evening Star gab es Bilder von dem Hund.

Niemals zuvor hatte jemand ein ähnliches Tier beobachtet. Viele Leser riefen in der Redaktion und bei der Polizei an und erkundigten sich, ob der Bericht wirklich auf Wahrheit beruhe oder ob ein Reporter sich eine neue Masche ausgedacht habe, Horrorgeschichten als Tatsachen aufzumachen.

Ein Scherzbold behauptete, er hätte mit Sicherheit das Muttertier des ungewöhnlichen Hundes gesehen. Es sei dreimal so groß und hätte ein langes, rostbraunes Fell. Der Kopf bestünde aus einem riesigen Gebiß. Auf einem der größten Londoner Friedhöfe, auf dem Brompton, treibe es sich herum.

Die Polizei ging dem Anruf nach. Von vornherein wußte man, daß der anonyme Anrufer sich einen Spaß erlaubte. Aber die Beamten erfüllten ihre Pflicht. Sie kämmten den Brompton-Friedhof von einem Ende bis zum anderen durch und fanden nicht die geringste Spur.

Es gingen mehrere solcher Hinweise ein. Bis zum Abend waren die Streifenfahrzeuge unterwegs.

Ohne Ergebnis.

Auch Scotland Yard nahm sich des Falles an. Inspektor Gloaster wurde mit dem Fall betraut. Anfangs bestand der Verdacht, daß die Erscheinung des Totenkopfhundes, der von der Presse den unsympathischen Namen 'Höllenhund' erhalten hatte, auf eine Massenpsychose zurückzuführen war. Dagegen sprach, daß der Hund an verschiedenen Orten gesehen wurde. Der Weg des Tieres war verfolgt worden, und die Aussagen verschiedener Personen deckten sich, ohne daß sie zuvor Kontakt miteinander oder sich abgesprochen hatten.

Etwas war dran an dem ungewöhnlichen Tier, daran gab es keinen Zweifel. Inspektor Gloaster war der Meinung, daß man wahrscheinlich nur über die Person des Angefallenen, dieses James Fleet, weiterkam.

Zu seinen Mitarbeitern sagte er: »Es ist doch offensichtlich, daß der Angriff nur diesem Fleet gegolten hat. Viele andere Menschen standen herum, um die hat sich der Hund gar nicht gekümmert.« Er kratzte sich im Nacken und machte ein nachdenkliches Gesicht. »Vom kriminalistischen Standpunkt aus gesehen liegt hier ein Mordversuch vor. Ich habe zwar genügend Fälle erlebt, wo maskierte Gangster ihr Opfer überfielen. Aber in meiner langjährigen Praxis ist dies der erste maskierte Hund, der mir begegnet.«

Er blickte über den Rand der Brillengläser hinweg, und auf seinem Gesicht zeigte sich der Anflug eines verunglückten Grinsens. Es fiel ihm einfach schwer, diesen Fall ganz ernst zu nehmen.

*

Der Zustand von James Fleet war ernst. Die schnelle ärztliche Hilfe, die Bluttransfusion und herz- und kreislaufstabilisierende Mittel ließen die Hoffnung zu, daß Fleet durchkam.

Er lag allein in seinem Zimmer.

Fleet schlief.

Als gegen halb acht Uhr abends Inspektor Gloaster in das

Somerset-Hospital kam, konnte er nur einen Blick in das Krankenzimmer werfen. Es war unmöglich ein Wort mit dem Verletzten zu sprechen. Henry Gloaster unterhielt sich eingehend mit dem Chefarzt.

»Was meinen Sie, wann er vernehmungsfähig sein wird?« wollte Gloaster wissen.

Es kam ihm darauf an, mehr zu erfahren, ehe möglicherweise Fleets Herz seinen Dienst versagte und er nicht mehr dazu kam, wichtige Dinge auszusagen.

Dies war der erste Fall. Doch es gab keine Garantie dafür, daß dies auch der letzte sein mußte.

Die Sache mit dem Höllenhund beschäftigte Gloaster mehr, als er sich eingestehen wollte.

Er verließ nach einer halben Stunde das Krankenhaus, nicht ohne zuvor noch einmal einen Blick auf Fleet geworfen zu haben.

Der Patient lag noch immer im Medikamentenschlaf und rührte sich nicht.

Gloaster sah sich sorgfältig um.

Das Zimmer lag im ersten Stock. Die Balkontür war fest verschlossen. Am Fenster war nur eine Klappe geöffnet, durch die kühle und angenehm frische Luft einströmte.

Henry Gloaster ging in Gedanken versunken zu seinem schwarzen Bentley. Er sah nicht nach oben. Daher bemerkte er nicht den Schatten, der auf dem Dach des Krankenhauses herumkroch.

Dort oben schlich eine Katze. Es war keine gewöhnliche Katze.

Gloaster startete seinen Wagen und fuhr nach Hause.

*

Als Gloaster wegfuhr, blieb jemand zurück, der das Krankenhaus beobachtete.

Der Mann stand hinter Sträuchern versteckt.

Er trug eine alte, abgetragene Hose und einen dunkelroten Pullover. Die Haare hingen ihm wirr in die Stirn. Das Gesicht war bleich und unrasiert.

Edgar Laughton, der hier auf einem Spazierweg des Hospitals auf der Lauer lag, machte den Eindruck eines Mannes, dessen Geisteszustand nicht der beste ist. Er sah verhärmt und gehetzt aus, als befände er sich ständig auf der Flucht.

Laughton war dreiundfünfzig Jahre alt. Aber das Alter sah man ihm nicht an. Sein drahtiger schlanker Körper bewegte sich flink und ohne große Anstrengung.

Laughton sah den Wagen abfahren und beobachtete den um diese Zeit minimalen Betrieb in seiner näheren Umgebung.

Hinter sämtlichen Fenstern brannte Licht. Der Himmel war wolkenlos und mondhell.

Laughtons Augen waren in ständiger Bewegung. Nichts entging ihnen.

In der Zeitung hatte er gelesen, daß James Fleet von einem unheimlichen Hund mit Totenschädel angefallen worden war. Der Bericht war ihm unter die Haut gegangen. Er war wahrscheinlich der einzige in London und Umgebung, der wußte, was hier vorging. Aber er konnte es nicht erklären. In seinem Bewußtsein klaffte ein großes Loch. Die Erinnerung fehlte.

Nur eines war ihm klar: es bestand Gefahr. Er war seines Lebens nicht mehr sicher.

Edgar Laughton leckte sich über die schmalen, spröden Lippen.

Er sah Patienten in den Gängen des hellerleuchteten Krankenhauses Spazierengehen. Andere saßen an Tischen in der Halle und unterhielten sich, lasen in Magazinen oder spielten Karten.

Auf dem Parkplatz neben dem Haupteingang standen zwei Autos. Es handelte sich um die Wagen von Ärzten. Verbotsschilder wiesen darauf hin, daß jeder andere Parker kostenpflichtig abgeschleppt würde.

Edgar Laughton war ein aufmerksamer Beobachter. Er nahm diese Dinge beiläufig wahr, ohne sich darauf zu konzentrieren.

Sein Hauptaugenmerk aber galt dem Zimmerfenster, hinter dem der verletzte Fleet mit dem Tod kämpfte.

Laughton wußte genau, wo Fleet war. Bei der Anmeldung hatte er sich erkundigt, in welches Zimmer man den Verletzten gelegt hatte.

Man hatte es ihm gesagt und ihn gebeten, vorerst von einem Besuch abzusehen. Ob er ein Verwandter von Fleet sei?

»Nein, ein Freund«, hatte er geantwortet. Aber das stimmte nicht. Er hatte Fleet nie zuvor in seinem Leben gesehen.

Und doch interessierte er sich für ihn.

Laughton ahnte, daß es zwischen ihm und Fleet eine Verbindung gab, die er sich noch nicht erklären konnte.

Das Auftauchen des Höllenhundes hatte es bewiesen.

Wie hypnotisiert hing der Blick des Vernachlässigten an dem Fenster im ersten Stockwerk. Absichtlich hatte er hier Stellung bezogen. Der Gedanke, daß der Überfall mit dem Höllenhund sich wiederholen könnte, erfüllte ihn mit einer derartigen Macht, daß er gar nichts anderes denken konnte.

Bei Fleet wußte die andere Seite nun Bescheid, arbeiteten seine Gedanken. Sie war davon unterrichtet, daß James Fleet noch lebte, daß der Angriff des Höllenhundes keinen Erfolg gehabt hatte. Dies alles mußte unweigerlich zu einem neuen Angriff führen.

Aber niemand wußte das.

Nur er kannte die Zusammenhänge.

Er mußte mit dem Arzt sprechen. Fleet durfte nicht hierbleiben. Er mußte an einen Ort geschafft werden, den niemand kannte und der auch nicht öffentlich bekanntgegeben wurde. Nur weil Laughton nie bekanntgab, wo er derzeit wohnte, lebte er überhaupt noch.

Aber würde man ihm glauben? Würde man ihn überhaupt anhören?

Er mußte es versuchen. Für ihn bedeutete es ein Risiko. Er mußte damit rechnen, daß seine Widersacher dadurch wieder auf ihn aufmerksam wurden. In der Nähe des gefährdeten Fleet sich aufzuhalten, bedeutete eine Bedrohung für sein Leben.

Er gab sich einen Ruck.

Er mußte es wagen. Es geschah auch in seinem eigenen Interesse. Wenn Fleet davonkam, hatte er, Laughton, die Chance, zu beweisen, daß er nicht verrückt war, daß es noch jemanden außer ihm gab, der sich in acht nehmen mußte vor der Schreckensgöttin.

Er zuckte plötzlich zusammen und sein Körper wurde steif wie ein Stock.

Er sah den Schatten, der sich auf der Balkonbrüstung des zweiten Stockwerkes zeigte.

Eine Katze. Eine Riesenkatze.

Sie sprang eine Etage tiefer, kam lautlos auf dem Balkon des ersten Stocks an.

Laughtons Lippen begannen zu zittern. Er öffnete den Mund, wollte etwas rufen, unterließ es aber dann. Wie gebannt wurde er Zeuge, wie die Katze das Fenster beobachtend und lauernd darauf herumlief und plötzlich wie ein schwereloser Schatten in der oberen linken Ecke des Fensters zu James Fleets Krankenzimmer hing und sich wie eine Schlange durch die Klappe drückte.

Die Katze verschwand im Zimmer.

Edgar Laughton stand noch drei Sekunden da, als wäre er zu Stein geworden.

Dann riß er sich aus der Erstarrung.

Er tat etwas sehr Merkwürdiges.

Er lief nicht etwa auf das Krankenhaus zu, um dort eine Warnung abzugeben, nein, er lief schnurstracks über den gepflegten Rasen, huschte geduckt an Büschen und Sträuchern vorbei und rannte durch das Hauptportal auf die Straße, als würde er von Furien gejagt.

*

Niemand auf der Station merkte, daß ein unheimlicher Besucher in das Krankenzimmer von James Fleet Eingang gefunden hatte.

James Fleet selbst merkte es nicht einmal.

Die große Katze mit dem rauhen, langhaarigen Fell und den glühenden Augen sprang mit einem Satz auf sein Bett.

Sie riß das Maul auf. Zwei überlange, kräftige Zähne ragten wie Messer aus dem Oberkiefer.

Es war eine Vampirkatze.

Sie brachte das zu Ende, was der makabre Hund mit dem Totenschädel nicht hatte vollenden können.

Die Katze bohrte ihre rasiermesserscharfen Zähne in die Halsschlagader von James Fleet.

Ein Ruck ging durch den Körper des Engländers. Seine Haut wurde merklich weißer.

Die Vampirkatze leckte einen Teil des Blutes auf, der Hauptstrom aber ergoß sich über das weiße Bettzeug und wurde von dem Leinen und der Matratze aufgesogen.

Mit dem Blutstrom floß das Leben aus dem Körper von James Fleet.

Die Katze verschwand auf dem gleichen Weg durch die Fensterklappe wieder nach draußen. Niemand sah sie, wie sie in die Dunkelheit der Nacht untertauchte.

*

Edgar Laughton rannte durch die Wellington Street zur King Street, überquerte Charing Cross und eilte in den alten Stadtteil von Soho.

Hier hatte er schon oft Trost und Unterschlupf gesucht.

Man hatte die Leiche im Krankenzimmer noch nicht gefunden, als Edgar Laughton bereits die Dean Street erreichte.

Er lief in eine schmale, dunkle Gasse. Seit seiner Flucht aus dem Hof des Hospitals hatte er sich keine Sekunde Pause gegönnt.

Hatte die Vampirkatze ihn aufgespürt?

Mehr als einmal blickte er sich um, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken.

Er huschte in einen dunklen Hinterhof. Am Torbogen hing eine vergammelte Neonreklame mit der Aufschrift 'Bar'.

Zu der Bar gab es zwei Eingänge. Die beiden Türen lagen dicht nebeneinander. Die eine führte direkt in das Etablissement, aus dem Lachen und Stimmen erschollen. Die Fenster waren giftgrün gestrichen.

Laughton wählte den zweiten Eingang, hinter dem gleich eine steile Treppe zu einem muffigen, nach Rauch, Alkohol und verbranntem Fett riechenden Flur hinaufführte.

Edgar Laughton atmete stoßweise. Der Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Er blieb einen Moment an dem schrägen Flurfenster stehen, das

vielleicht vor Jahren zum letztenmal mit Wasser in Berührung gekommen war.

Durch die fast blinde Scheibe konnte Laughton in die Wohnung der Animiermädchen sehen, die in speziell für sie reservierten Räumen ihrer steuerfreien Nebenbeschäftigung nachgingen.

Gleich gegenüber lag ein Trümmergrundstück. Auf einer einsamen Mauer klebte ein riesiges Plakat, das für eine Sex-Zeitschrift warb.

Das indirekte Licht aus den umliegenden Häusern reichte aus, um die roten und schwarzen Buchstaben auf dem weißgrundigen Plakat lesen zu können.

›Erleben Sie den Super-Sex Ihres Lebens in »Explosive«, dem Magazin für harte Männer. Sehen Sie sich das Girl an! Ist es nicht fabelhaft?‹ Mit dem Girl war eine vollbusige Schönheit gemeint, die Laughton direkt ins Gesicht zu blicken schien. Das Bild der Dame nahm Zweidrittel des Riesenplakates ein. Ihr Busen stach spitz hervor. Wäre er dreidimensional gewesen, hätte ein ausgewachsener Mann darauf bequem Platz nehmen können.

Edgar Laughton atmete tief durch und stieg die restlichen Stufen nach oben.

Mehrere Türen mündeten auf einen lichtlosen Gang.

Der Mann klopfte an eine Tür.

»Millie?« fragte er. »Bist du da?«

»Ja, was is'n?« meldete sich sofort eine Stimme. Rauchig, ein wenig verrucht.

»Ich bin's, Edgar.«

Er wartete erst gar nicht ihr »Komm rein« ab. Er öffnete die Tür.

Ein handtuchschmaler Korridor, führte direkt in ein Wohnzimmer mit weichen, vornehmen Polstermöbeln. In einer Ecke stand ein breites französisches Bett, darauf hockten Donald Duck und seine Mannschaft in Plüsch.

Millie Shunner liebte Comicfiguren aus Plüsch über alles.

Sie saß in einem Sessel und sah beinahe wie eine richtige Dame aus.

Die Beine weit von sich gestreckt, saß sie neben einer hellen Stehlampe und legte das Magazin auf ihren nackten Bauch, als Laughton erschien.

Millie Shunner trug außer einem knappen BH und einem ebensolchen Slip kein weiteres Kleidungsstück.

Sie hatte feste, lange Beine und einen prallen Busen. Millie war als Fotomodell ebenso begehrt wie als Stripperin.

Sie hatte viele Freunde.

Die kamen genau nach Terminbuch. Nur Laughton machte darin eine Ausnahme.

Der durfte kommen, wann immer er wollte.

Millie hatte einen Narren an ihm gefressen. Es war ihr noch niemals einer begegnet, der so treu, so doof und so bemitleidenswert gewesen wäre.

»Na, was ist los, Lieber?« fragte sie mit ihrer dunklen Stimme. Damit konnte sie einem Mann einen Schauer über den Rücken jagen.

Millie Shunner fegte das aufgeschlagene Magazin auf den flauschigen Teppichboden, mit dem der Dielenboden ausgelegt war. Sie reckte sich, zog dann die Beine an und richtete sich auf. Ihre Bewegungen waren geschmeidig wie die einer Raubkatze. Sie hatte überhaupt etwas Katzenartiges an sich.

Fehlte nur noch, daß sie anfing zu schnurren.

Laughton wischte sich über seine schweißnasse Stirn.

»In Schwierigkeiten? Hat man dich nicht in Ruhe gelassen?« Millie Shunner wußte Bescheid. Wenn Laughton so abgeschlafft hier auftauchte, dann saß ihm wieder die Angst im Nacken.

Sie erhob sich.

Er seufzte und kam auf sie zu. Sie legte ihre nackten Arme um seinen Hals, drückte ihn an sich und streichelte seinen grauen Kopf wie eine Mutter ihr Kind tröstet. »Wo drückt der Schuh? Du zitterst ja am ganzen Körper.«

Laughton schluckte. Er legte seinen Kopf an ihre Wange und schloß die Augen. Die Nähe Millie Shunners tat ihm gut. »Es ist aus, ich fühle es. Ich kann mich nicht länger verbergen.«

»Unsinn«, warf sie ein, ehe er sich näher erklären konnte.

Er öffnete die Augen. Sein Blick fiel auf die zusammengefaltete Zeitung auf dem kleinen Tisch neben dem Fenster.

Der Evening Star!

»Hast du das gelesen Millie?«

Sie wußte im ersten Moment nicht, was er meinte. Sie folgte seinem Blick.

»Die Story von dem Höllenhund! Die Sache, die ganz London in Atem hält! Du hast es bestimmt gelesen.«

»Aber natürlich, Edy.« Sie lachte, bückte sich und griff nach der Zeitung. »Ganz London muß verrückt sein.«

»Nein, Millie, kein Mensch ist verrückt.«

»Das ist doch der dickste Hund, den sich die Schreiberlinge erlauben konnten. Die brauchen mal wieder was Neues. Sensationen werden rar. Die Kriege werden langweilig, weil es immer hin und her geht, Raketenstarts sind perfekt geworden, obwohl jeder einmal damit gerechnet hat, daß so eine Blechröhre mal in die Luft geht.« Sie holte weit aus, um ihn von seinen trüben Gedanken abzulenken.

»Es ist alles wahr, die Geschichte hat sich niemand aus den Fingern gesogen.« Er wankte um den Tisch herum, als würde ihm plötzlich schwindelig, und ließ sich in einen Sessel plumpsen. An der Wand

dahinter hingen zwei Bilder. Eine in zarten Farben gehaltene Ansicht der Themse mit der Tower Bridge in Nebelstimmung, und die dunkle Darstellung eines romantischen Schlosses in Schottland. Zwei sehr gute Arbeiten. Beide von Edgar Laughton gemalt.

Laughton war in keinem der zahlreichen Londoner Künstlerbünde Mitglied. Er war ein Einzelgänger. Er hatte als junger Mensch in Paris und New York studiert und war Meisterschüler bei Jean Ruleone gewesen. Laughtons Landschaftsbilder waren von einem magischen Naturalismus, der sofort gefangen nahm.

Laughton verkaufte nur wenig. Er dachte nicht an den materiellen Gewinn. Er lebte sein eigenes Leben, zurückgezogen und in sich versunken. Oft malte er wochen-, monatelang kein Bild. Dann packte es ihn plötzlich, und er arbeitete fieberhaft bis zum Exzeß. In drei, vier Stunden war dann ein Bild vollendet.

Von Anfang an saß jeder Pinselstrich. Aus seinen Bildern sprach Liebe zur Natur und eine Art von Traurigkeit, die mit Worten nicht zu beschreiben war, die sich aber in Farben und Formen stark ausdrückte.

Millie Shunner war keine große Kunstkennerin. Aber die Bilder Laughtons liebte sie.

Durch die Bilder war sie auch mit Edgar Laughton bekannt geworden. Rund zwei Jahre war es her, daß Laughton durch Soho gelaufen und in den Geschäften und Restaurants einige seiner Bilder angeboten hatte. Er hatte wieder einmal dringend Geld gebraucht. Zwar lebte er bescheiden, aber ohne Miete, Strom und ein Stück Brot kam auch der bescheidenste Mensch nicht aus.

Laughton war in die Bar geraten, in der Millie Shunner als Serviermädchen, als Stripperin und Animierdame fungierte. Sie war nicht das einzige weibliche Wesen, das Butch, der Wirt, angestellt hatte. Aber sie war die sympathischste. Und sie war die einzige gewesen, die sich wirklich für seine Bilder interessiert hatte.

Sie hatte ihn mit hoch genommen auf ihr Zimmer. Hier hatte sie die Themse-Ansicht gekauft. Von diesem Tag an war Laughton immer wieder zu Millie gekommen. Eine seltsame Gemeinsamkeit verband die beiden ungleichen Menschen.

Hier bei Millie bekam er kostenlos manchen Drink, hier gab es auch mal ’ne warme Mahlzeit.

»Ich geb’ dir einen Drink«, sagte sie besorgt. Sie ging zum Barschrank, nahm eine Ginflasche heraus und mußte feststellen, daß die bis auf einen winzigen Rest geleert war. Millie nahm ein kasackähnliches Kleidungsstück vom Haken hinter der Tür und warf es sich über die Schulter. Das pokurze großgemusterte Kleid wurde von einem fingerdicken gedrehten Wollgürtel in der Mitte zusammengehalten.

»Ich bin gleich wieder da«, rief sie. »Ich hol' nur rasch eine neue Flasche.«

»Nicht nötig, Bleib bei mir! Ich möchte mit dir sprechen. Ich mag nicht allein sein.« Seine Augen blickten ängstlich.

»Ein Gin tut dir gut. Laß mich nur machen!« Mit diesen Worten war sie schon aus der Tür und eilte die knarrenden Stufen hinunter. Im Gang brannte kein Licht. Es war finster. Aber Millie kannte hier jeden Fußbreit Boden.

Sie passierte eine Verbindungstür, kam von hier aus in den Flur, wo die Türen zu den Toiletten mündeten.

Der Lärm aus der Bar drang an ihr Ohr. Das würde sich beim ersten Auftritt legen. Dann wurde es immer mucksmäuschenstill.

Butch, der Inhaber der Bar, ließ ab halb neun sein Programm laufen. Bis dahin zeigte er einige Sex- und Pornofilme aus Dänemark. Die Streifen wurden als Unterhaltung gern hingenommen. Aber die Besucher waren anspruchsvoller und abgebrühter geworden. Nur mit Filmen allein lockte man keinen müden Krieger mehr in eine Bar von Butchs Klasse. Rassige Modelle, die lebten, mußten ran.

Durch den Hintereingang, an der noch leeren Bühne vorbei, kam sie zur Theke vor, hinter der Evelyne bediente. Sie trug einen handbreiten Rock und darüber eine winzige weiße Schürze, bei der man zweimal hinsehen mußte, um sie überhaupt zu sehen. Ihr strammer Busen schien den weichen Pullover zu sprengen, den sie zwei Nummern zu eng gekauft hatte.

»Butch hat schon nach dir gefragt«, meinte Evelyne. Sie war fast so groß wie Millie. Butch war überzeugt davon, daß er es seinen hochbeinigen Girls zu verdanken hatte, daß der Betrieb in der letzten Zeit wieder einigermaßen gewinnträchtig florierte.

»Ich bin erst ab neun Uhr im Dienst«, entgegnete Millie. »Butch weiß das.«

»Aber der Laden ist gut besucht. Wir könnten dich gut gebrauchen.«

»Ich hab' Besuch.«

»Sorry, das hab' ich nicht gewußt.« Evelyne zuckte die Schultern. Sie sah gut aus. Schmollmund, rassiges Gesicht, große, verträumte Augen.

»Ich werd' mich auch nach meinem Auftritt heute abend rar machen, meine Liebe«, wisperte Millie, während sie aus dem Glasregal hinter der Theke eine Flasche Gordon's nahm. »Ich muß mich um jemanden kümmern.«

Evelyne verdrehte die Augen. »Ich ahne Furchtbares. Der verrückte Maler. Ist er wieder da?«

»Ja.«

»Du vergraulst dir die ganzen Kunden wegen diesem Kerl.«

»Er braucht meine Hilfe.«

»Er hat ’nen Lütütü, verstehst du?« meinte Evelyne und bohrte schraubend Daumen und Zeigefinger in ihre Schläfe.

»Immer wenn er ’nen Hammer hat, rennt er dir die Bude ein. Und du bist dann die Trösterin. Mir ginge der auf die Nerven.«

»Mir nicht. Ich mag ihn.«

»Warum eigentlich? Kannst du mir das sagen?«

»Nein, das kann ich nicht. Ich mag ihn einfach, das ist alles. Vielleicht sind es auch meine Mutterinstinkte, die sich hier bemerkbar machen, wer weiß.«

»Mutterinstinkte?« äffte Evelyne nach. »Laß das ja nicht Butch hören, der kriegt ’nen Nervenzusammenbruch.«

*

Nach dem dritten Gin wurde Edgar Laughton zugänglicher. Er erzählte von dem Höllenhund und der Vampirkatze, die er gesehen hätte.

»Vor ihnen bin ich auf der Flucht, verstehst du?« sagte er mit schwerer Zunge. Er konnte nicht viel Alkohol vertragen. »Sie wollen auch mich haben. Bisher konnte ich ihnen immer ein Schnippchen schlagen. Aber sie haben diesen Fleet erwischt, und sie werden auch mich aufspüren. Verstehst du nun meine Unruhe?«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Es ist niemand hinter dir her.«

»Vielleicht hat mich die Katze gesehen?« fragte er unvermittelt, als hätte er Millie Shunners Bemerkung gar nicht gehört. Aber dann schüttelte er den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Sie war nur darauf aus, in Fleets Krankenzimmer zu kommen.«

Laughton litt unter Depressionen und unter Verfolgungswahn. Das wußte Millie schon lange. Aber er war nicht gefährlich. Und stets wenn er von hier wegging, war er aufgemuntert und guter Dinge. Der geringste Anlaß konnte genügen, um ihn in Panikstimmung zu versetzen. Das bewies jetzt der Fall mit dem komischen Hund und der Katze, die er im Krankenhaus gesehen hatte. Er glaubte, daß alle Geschehnisse irgend etwas mit ihm zu tun hatten. In allem und jedem Ereignis sah er Feindseligkeit und Feinde.

Sie konnte ihn beruhigen. Der Gin trug dazu bei, seine Gedanken in eine andere Richtung zu bringen und ihm das Gefühl zu vermitteln, daß er nicht gefährdet war.

Laughton saß da mit leeren Augen und starrte vor sich hin.

Dann mußte Millie ihn alleinlassen. Ihr Auftritt stand bevor, aber sie versprach ihm, zwischendurch immer wieder mal hochzukommen. Und wenn er es für richtig hielt, könne er die Nacht hierbleiben.

Edgar Laughton nickte, ohne den Worten eigentlich gefolgt zu sein.

Dann war er allein.

Die Lampe brannte, spendete einen anheimelnden warmen Lichtschein.

Draußen regnete es ein wenig.

Aber davon spürte man nichts in dem warmen, trockenen Zimmer.

Laughton lehnte sich zurück und ließ den Tag noch einmal vor seinem geistigen Auge Revue passieren.

Er fühlte sich hier in diesem Raum frei, weniger von Sorge und Angst erfüllt als in seiner Wohnung. Er mußte die Wohnung wieder wechseln, er mußte umziehen, schoß es ihm durch den Kopf.

Die Zeit tropfte dahin. Eine Stunde verging.

Millie schaute einmal für zehn Minuten zu ihm herein und stellte fest, daß er in der Wärme und durch den Alkoholgenuß schläfrig geworden war.

Doch Laughton wollte sich nicht hinlegen.

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, und als Millie wieder nach unten gegangen war, schaltete er das Radio ein und lauschte der Musik.

Um zweiundzwanzig Uhr brachte BBC Nachrichten.

Laughton dämmerte vor sich hin. Er vernahm die monotone Stimme wie aus weiter Ferne, begriff nicht den Sinn der Sätze, die gesprochen wurden.

Doch plötzlich war er hellwach.

Der Name James Fleet war gefallen.

»… die Polizei steht weiterhin vor einem Rätsel. Fleet war am Mittag des heutigen Tages beim Verlassen der Untergrund-Station am Trafalgar Square von einem mysteriösen Hund angefallen und verletzt worden. Augenzeugen des Geschehens berichteten, daß es sich bei dem Hund um eine bisher unbekannte Rasse mit einem totenkopfähnlichen Aussehen gehandelt haben soll. Zoologen konnten hierzu keine plausible Erklärung finden. Die Hunderasse ist unbekannt. Fleet wurde in das Somerset-Hospital eingeliefert, wo die Ärzte hofften, sein Leben zu retten. Ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, ist James Fleet dort gegen acht Uhr verstorben. Der Tod ist eingetreten durch ein Platzen der Halsschlagader.«

»Das ist nicht wahr!« rief Laughton, und sein Gesicht lief zornesrot an. Er schaltete mit einer harten Bewegung das Radiogerät aus. »Die Katze war’s! Sie hat ihm die Schlagader geöffnet, sie hat sein Blut getrunken!« Im Selbstgespräch sprudelten die Worte über seine Lippen, als gelte es, den Nachrichtensprecher zu übertrumpfen und die Wahrheit in die Welt hinauszuschreien. »Eine Vampirkatze hat ihm die Ader geöffnet!«

Er sprang auf, ließ sich jedoch gleich wieder in den Sessel sinken.

»Es ist aus«, sagte er. Sein Blick vergewisserte sich, daß das Fenster und die Tür verschlossen waren. »Sie werden mich holen. Ich kann mich nicht länger verbergen. Die Uhr läuft ab.«

Das große Geheimnis seines Lebens griff nach ihm.

*

Die Sonne ging glutrot über dem Genfer See auf. Der Schein spiegelte sich auf der Wasserfläche, wanderte über die Parkanlagen und die weißen Bungalows, die in dem grünen Landschaftsgürtel verstreut lagen.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang war Carminia Brado bereits im Haus tätig. Sie erledigte nicht nur die anfallende Hausarbeit, sondern auch die Büroarbeiten.

Björn Hellmark, der junge deutsche Millionär, dessen Leben ein Geheimnis umgab, hätte es sich leisten können, Personal anzustellen. Doch ganz bestimmte Gründe hielten ihn davon ab, dies zu tun. Er wollte und mußte in diesem Haus allein sein. Es gab Dinge und Geschehnisse, von denen Außenstehende nichts mitbekommen durften. Es war nichts Ungesetzliches, was hier geschah. Hellmark war kein Gesetzesbrecher. Ein ungewöhnliches Schicksal hatte ihm ein Geheimnis aufgebürdet, das außer ihm nur Carminia Brado, die rassige Brasilianerin, kannte.

Carminia stellte die Kaffeemaschine an.

Während das Wasser kochte, legte sie eine Platte auf. Sekunden später durchzogen feurige südamerikanische Rhythmen das Haus.

Zum Klang der Rumbarasseln und Trommeln wirbelte Carminia in einem einfachen weißen Hauskleid durch die Wohnung, als käme es darauf an, bei einem Samba-Wettbewerb den ersten Platz zu gewinnen.

Sie fuhrwerkte mit dem Staubsauger durch die große Halle und sang die Melodie mit, obwohl die im Lärm des laufenden Staubsaugers unterging.

»Diesen Krach kann ja kein Mensch ertragen! Wie soll man da noch schlafen können?!« Die Stimme Björn Hellmarks übertönte Schallplatte, Staubsauger und Gesang.

Carminia drehte den Kopf flüchtig in die Richtung, aus der sie die Stimme vernommen hatte. Der junge Deutsche stand oben auf der die ganze Halle umlaufende Galerie. Wie er da stand, erinnerte er an Adonis.

Darauf bildete er sich aber nichts ein. Er war nicht arrogant, gab sich immer natürlich wie ein großer Junge, den man einfach liebhaben mußte ohne zu wissen, woran das nun lag.

»Was hast du gesagt?« brüllte Carminia Brado nach oben. »Ich

kann dich so schlecht verstehen.«

»Dann schalt den Staubsauer und die Musik aus. Es ist zu laut hier.«

»Ich kann dich nicht verstehen, Björn. Es ist zu laut hier.« Lachend wirbelte sie weiter über den riesigen Teppich und führte den Staubsauger vor sich her.

Björn verdrehte die Augen. Er schlang den Gürtel seines Morgenmantels enger um die Hüften und jagte die Treppen herab, nahm zwei, drei Stufen auf einmal mit einer federnden Leichtigkeit, so daß man glaubte, er berühre überhaupt nicht den Boden.

Hellmark erreichte die Steckdose und zog den Stecker heraus. Mit einem Jaulen verstummte der Sauger.

Carminia riß die Augen auf. Sie strahlte Björn an. »Ich habe schon gedacht, es ist ein Defekt. Es ist nett, daß du so fröhlich aus den Federn steigst.«

Die Musik lief noch immer. Björn stellte sie leiser. »Ich bin nicht nett aufgestanden, ich bin verärgert. Dein Krach hat mich herausgerufen, um es respektvoll zu sagen.«

Die Brasilianerin sah ihn erstaunt an. Sie machte einen Schmollmund. »Du bist gar nicht nett?« wunderte sie sich. »Jetzt merke ich erst richtig, daß du wirklich nicht fröhlich aus den Federn gekommen bist. Krach? Ich habe Musik gemacht. Außerdem ist es gleich acht Uhr. Um diese Zeit bist du immer wach.«

»Dein Gesang hat mir den Rest gegeben.«

Carminia gab einen leisen Piepser von sich. »Mein Gesang?« Sie stemmte die Hände in die Hüften. »Das hat mir noch niemand gesagt, weiß du das?«

»Dann ist es höchste Zeit, daß es dir einmal jemand sagt.«

»Du bist unfair, weißt du das? Jedermann sagt, ich hätte eine silberhelle Stimme.«

»Wer ist jedermann?«

»Oh? Du willst streiten? Du hast schlechte Laune?«

»Bei der Musik ist das kein Wunder.«

»Das ist ein herrlicher Samba! Du weißt, wie sehr ich diese Musik liebe.«

»Du aber hast eine Rumba gesungen.«

Carminia Brado legte die Stirn in Falten.

»Ja, eine Rumba!« fuhr Björn Hellmark fort und er strich sich mit der rechten Hand durch sein dichtes blondes Haar. »Und das hat mir den Rest gegeben. Da läuft ein Samba, du singst eine Rumba, und der Staubsauger hat überhaupt keinen Rhythmus. Das bringt ja einen Heiligen in Rage.«

Er schnaufte wie ein Stier und kam mit sich öffnenden und schließenden Fäusten auf die Brasilianerin zu.

»Moment, einen kleinen Moment«, wisperte Carminia und legte den Finger an die Lippen. Sie lauschte. Björns Körper spannte sich sofort.

Was hatte sie gehört?

In jeder Stunde seines Lebens mußte er mit irgendwelchen seltsamen und ihn bedrohenden Vorkommnissen rechnen. Blitzartig konnte etwas geschehen, egal wo immer er sich auch aufhielt. Seit sein Leben abhängig war von den Einflüssen übernatürlicher Mächte, war sein Dasein zu einem einzigen Abenteuer geworden.

Hellmark richtete den Blick in die Runde und hielt den Atem an. Er schaute auf Carminia.

Sie stand dicht vor dem leiser gestellten Schallplattenapparat. Aus den verborgenen Stereo-Boxen erklang ein Stück im Samba-Rhythmus.

Carminia wippte mit dem Körper, mit dem Kopf. »Es stimmt. Du hast recht. Das ist tatsächlich ein Samba. Komisch. Aber begonnen hat die Platte mit einer Rumba!«

Björn Hellmark griff blitzartig zu. Carminia aber tauchte schneller weg. Sie war eine zehntel Sekunde schneller als er.

»Na warte, Schoko! Ich krieg dich. Mich an der Nase rumzuführen! Zu deiner Aufklärung möchte ich sagen: eine Platte ist schwarz und rund, und die Spitze des Tonarmes dreht sich immer weiter nach innen. Als die Platte anfing, mag da wohl eine Rumba gewesen sein, aber nachdem du den Staubsauger angeworfen hattest, ist es dir entgangen, daß der zweite Song eben ein Samba war. Und das hab' ich sogar bis oben gehört.«

Er jagte ihr nach. Flink sprang sie über den Staubsauger hinweg. Ihr Ziel war die Diele, um dort durch eine der zahlreichen Türen in irgendein Zimmer zu verschwinden und sich dort zu verbarrikadieren.

Aber da machte Björn ihr einen Strich durch die Rechnung. Mit zwei schnellen Schritten stand er neben ihr, und ehe sie es sich versah, riß er sie vom Boden hoch und lief mit ihr auf die weitoffenstehende Balkontür zu.

»Du brauchst eine kleine Erfrischung, Schoko. Du bist ja ganz außer Atem.«

»O nein, nicht ins Wasser!« Sie ahnte, daß er sie zum Swimmingpool tragen wollte. Aus diesem Grunde hatte sie schon vorsorglich die andere Richtung als Fluchtweg eingeschlagen.

Sie strampelte und zuckte und trommelte auf seine Schultern. Aber ebensogut hätte sie gegen eine Betonwand schlagen können. Björn gab nicht nach. Er spazierte bis zum Eingang, drückte mit der einen Schulter gegen einen großen flachen Schalter, und die große Abdeckplatte, die den Swimmingpool vor Verschmutzung schützte, glitt langsam und lautlos zurück.

Hellmark spazierte auf die Terrasse hinaus, ging gnadenlos auf den

sich öffnenden Swimmingpool zu.

»Björn, das ist gemein«, zeterte die Südamerikanerin. »Nicht ins Wasser! Ich warne dich, ich…«

Sie suchte nach Worten.

Hellmark lachte.

»Du, Björn«, flötete sie plötzlich, als er schon am Rande des Beckens stand. »Da rauscht's so merkwürdig. Das Kaffeewasser! Es kocht. Du magst doch deinen Kaffee immer sehr heiß. Bitte, sieh doch mal nach.«

»Mich stimmst du nicht mehr um«, entgegnete Hellmark hart.

»Aber sie hat recht«, sagte da die Stimme in seinem Bewußtsein. »Du magst das Kaffeewasser wirklich sprudelnd heiß.«

Das war die Stimme Al Nafuurs.

»Es darf nicht wahr sein!« dachte Hellmark, und fast wäre er versucht gewesen, es laut vor sich hinzusagen, doch im letzten Moment fiel ihm ein, daß Carminia ja diesen geistigen Kontakt zu Al Nafuur, dem Magier aus dem Lande Xantilon, nicht hören konnte. Es war eine lautlose, telepathische Sprache, in der der Kontakt stattfand. »Das schlägt dem Faß den Boden aus. Du sollst mich vor Gefahren warnen und vor anderen bösen Einflüssen, aber daß dich auch noch mein Kaffeewasser interessiert, das ist die Höhe, Al Nafuur. Kommt doch so ein Geist aus dem Jenseits und will mir einen Ratschlag geben, wie und was ich…«

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende.

Er wurde von den Geschehnissen überrumpelt.

Plötzlich stolperte er, er konnte den Fall nicht mehr auffangen.

Carminia schrie auf, Hellmark zuckte zusammen, als sie beide in das kalte Wasser klatschten.

Die Brasilianerin schwamm sofort mit kräftigen Schwimmstößen davon und lachte.

»Wer ändern eine Grube gräbt«, rief sie, während sie das Wasser von ihrem Gesicht pustete. »Einfach stolpern und selbst hineinfallen, das hättest du dir nicht träumen lassen, wie?«

Über Hellmark schlug das Wasser zusammen.

»Al Nafuur!« dachte er ernst.

Das war sein Werk. Hellmark fand keinen Grund, weshalb er ins Straucheln hätte geraten sollen.

Aber wie hatte Al Nafuur das vollbracht?

»Von wegen Geist aus dem Jenseits«, maulte die vertraute Stimme in seinem Bewußtsein. »Und dann noch in abfälliger Bedeutung!« Ein leises Lachen folgte den Worten. »Spaß muß sein, mein Junge. Was wär das Leben ohne Spaß, nicht wahr?«

Björn tauchte auf. Er prustete. Carminia erreichte eben die andere Seite des Beckens. Ihr dünnes Kleid klebte wie eine zweite Haut an

ihr. Ebensogut hätte sie nackt herumlaufen können.

»Du mußt dich umziehen«, rief Hellmark. »Das Kleid ist naß geworden.« Er lachte. Und dann dachte er: »Al Nafuur? Wie hast du das angestellt Vorhin, das Stolpern?«

Wieder das leise, ferne Lachen, jenes Mannes, dessen Stimme nur er kannte. »Es gibt noch manches, was du nicht von mir weißt. Ich habe eben eine ausgesprochen humorvolle Ader, mein Junge!«

Und noch während die letzten Worte in Björn Hellmarks Bewußtsein verklangen und Al Nafuur sich wieder endlos weit zu entfernen schien, tauchte Hellmark unfreiwillig noch einmal unter. Es war, als würde eine unsichtbare Hand ihn nach unten drücken.

*

Beim Frühstück waren sie beide heiter und ausgeglichen.

Björn und Carminia unterhielten sich. Sie sprachen über Professor Bert Merthus, den Sprachwissenschaftler, der die letzten drei Wochen hier im Hause verbracht hatte.

Gestern erst war Merthus abgereist. Er hatte konzentriert mit Hellmark am Text des »Buches der Gesetze« gearbeitet.

Aber obwohl sie alle Vorkehrungen getroffen hatten, damit böswillige Kräfte nicht stören konnten, waren sie nicht viel weitergekommen.

Darauf hatte Björn vorgeschlagen, die Arbeit am Buch eine Zeitlang ruhen zu lassen. Merthus sollte sich nach den harten und anstrengenden Wochen erst einmal eine Pause gönnen.

Der Professor war abgereist. Das Buch befand sich im Hause.

In einem Kellerraum seines Bungalows hatte Hellmark eine Art Tresor eingerichtet. Dieser Tresor war durch die Dämonenmaske, die er dem Menschenfrosch hatte abspenstig machen können, gesichert.

Zum rechten Zeitpunkt war damit ein Mittel in seiner Hand, mit dem er wirkungsvoll Dämonen von sich fernhalten konnte.

Bert Merthus hatte auch im »Buch der Gesetze« Hinweise auf die Wirkung der ungewöhnlichen Maske gefunden. Und in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zeigte sich, daß zu allen Zeiten der Glaube an solche Masken bestanden hatte. Primitive Völker trugen noch heute bei bestimmten Festlichkeiten gräßlich bemalte Masken, um die Dämonen und bösen Geister abzuschrecken.

Sie wurden in Kriegen getragen, um die Gegner in die Flucht zu schlagen. Dies war besonders im alten Japan der Fall gewesen.

Doch dies alles waren nur sogenannte Dämonenmasken, deren Anblick Schrecken einjagte.

Hellmark besaß aber eine Maske, die eine vernichtende Kraft ausstrahlte.

Jene Maske, die er erbeutet hatte, bestand aus der Haut eines Dämons. Sie sah völlig unscheinbar aus. Wie graues Sackleinen. Aber in dem Moment, wo er sie sich überstülpte, veränderte sich das Material auf eine Weise, die nicht zu beschreiben war.

Ein Dämon empfand den Anblick so furchterregend, daß er die Flucht ergriff, wenn er sich nicht sogar auflöste und ein für allemal an jenen Ort verschwand, von wo er gerufen oder gesendet worden war.

Hellmark konnte nicht feststellen, wie er darin aussah. Nur der Betrachter sah die unheimliche Fratze. Carminia war die erste, der Hellmark mit der Maske begegnet war. Sie hatte sich zu Tode erschrocken.

Al Nafuur hatte Hellmark mitgeteilt, daß der Anblick der Maske einen schweren Schock auslösen könnte.

Carminia hatte Björn als wandelnden Toten gesehen. Sein Gesicht war zum Totenkopf geworden.

Das, was die Dämonen aber zu sehen bekamen, mußte so schrecklich sein, daß es den Tod herbeiführen konnte.

Auch über diese Dinge sprachen Björn und Carminia. Das Wichtigste aber war die Übersetzung des »Buches der Gesetze«. Dabei waren Passagen aufgetaucht, die sich mit Björn Hellmark befaßten.

Ein Oberpriester Xantilons hatte das Auftreten Hellmarks alias Macabros vorausgesehen. Er trug dem fernen Nachkommen auf, Vorkommnisse und Ereignisse zu beachten, die seltsam und scheinbar unerklärlich schienen.

Jedes dieser Vorkommnisse könnte ein Signal sein, ein Hinweis oder eine Warnung.

Zum Beispiel den Hinweis auf Menschen. Es gab viele Nachkommen Xantilons, die besondere Talente und unerklärliches Wissen als Erbgut mitbekommen hatten ohne zu wissen, was das zu bedeuten hatte. Andere wurden von Dämonen und bösen Geistern heimgesucht und fanden keine Erklärung dafür. All diese Menschen mußte Hellmark suchen, finden und erkennen, um sich mit ihnen zu verbünden. Denn er brauchte Helfer im Kampf gegen die Schwarzen Priester.

Eine große Veränderung stand bevor.

In fernen Zeiten hatten auf der Erde die göttlichen und die dämonischen Wesen in Eintracht miteinander gelebt und gewirkt. In Xantilon hatten sich die dämonischen getrennt und den Kampf gegen die göttlichen aufgenommen. Es kam zur Teilung des Volkes, und darüber ging eine blühende Kultur unter.

Aber der Kampf ist damals nicht entschieden worden.

Die Weißen Priester sammelten sich als Geistwesen in einem Zwischenbereich, das weder Diesseits noch Jenseits ist. Die Schwarzen verbargen sich in einem Tempel, der von den Fluten des Atlantik

überspült wird. Dort lagen auch die Insignien des »Toten Gottes«, eines Herrschers, der in Xantilon wegen seiner Gerechtigkeit in hohem Ansehen stand.

Diese Insignien – das Schwert und das »Buch der Gesetze« – haben darauf gewartet, daß einer kam, der in der Lage war, sie an sich zu nehmen.

Dieser eine ist gekommen: Björn Hellmark alias Macabros.

Damit war erwiesen, daß in ihm das Blut des »Toten Gottes« am reinsten erhalten ist. Für das Volk, das nach dem Untergang von Xantilon über die ganze Erde zerstreut worden ist, begann jetzt die Zeit, sich zusammenzufinden und neu zu formieren.

Das wollten aber die Schwarzen Priester gemeinsam mit den Dämonen verhindern. Sie wollten die neuentstehende Zelle vernichten, bevor sie stark geworden war.

Auf Björn Hellmark konzentrierte sich ihre Aufmerksamkeit. Björn war gewarnt. Er würde wachsam sein.

Nach dem Frühstück sah Björn die Post durch.

Unter den zahlreichen Geschäftsbriefen, deren Bearbeitung die Sache Carminias war, befand sich ein größerer brauner Umschlag, dessen Absender der Patrick-Verlag in den USA war.

In der Hülle steckte die Blaupause eines Magazins, das in zwei Monaten auf dem amerikanischen Markt erscheinen sollte.

Richard Patrick, Herausgeber und Verleger in einer Person, hatte das Magazin »Amazing Tales« – Erstaunliche Geschichten – genannt. In einem Untertitel wies er drauf hin, daß es sich um wahre Geschichten handele.

Hellmark, der durch Bert Merthus von Richard Patrick und dessen Plan erfahren hatte, ergriff die Chance, sich die Arbeit der Redaktion zunutze zu machen. Patrick verfügte über einen ansehnlichen Stab von Mitarbeitern, die in der ganzen Welt zu Hause waren und rätselhaften Fällen nachgingen.

Die Berichte wertete Patrick persönlich aus und stellte sie in seinem neuen Magazin zusammen. Im »Amazing Tales« wurden ausschließlich Themen von schwarzer Magie, Satanismus, über Spiritismus und Hexenkult abgehandelt. Personen wurden vorgestellt, von denen man sagte, sie hätten das zweite Gesicht.

In einem brillant geschriebenen Vorwort wies Richard Patrick darauf hin, daß er sich mit seinem Namen dafür verbürge, ausschließlich authentische Berichte zu bringen, die den Anspruch erheben durften, wahr zu sein. Auch in unserer heutigen Zeit gäbe es viele ungeklärte Dinge, die den Beweis erbringen, daß unsere Welt weniger erforscht sei, als die meisten Menschen dachten.

Merthus, der ein guter Freund des Verlegers war, hatte die Bekanntschaft zwischen Hellmark und Patrick vermittelt. Sie hatten

sich brieflich und telefonisch kennengelernt und Patrick hatte versprochen, die erste Ausgabe von »Amazing Tales« noch vor Erscheinen als Blaupause zu schicken, damit Hellmark sich einen Eindruck davon machen könne.

Hellmark kam es in erster Linie darauf an, zu sehen, was Patrick und seine Leute aufgestöbert hatten, und ob diese neuartige Zeitschrift wirklich für ihn eine Hilfe sein konnte, auf Menschen zu stoßen, die über besondere Talente verfügten. Vielleicht konnte er auch Bedrängten zu Hilfe kommen, die von finsteren Mächten manipuliert wurden und um die sich niemand kümmerte. Er hoffte auch auf Hinweise auf die Schwarzen Priester zu stoßen. Wo andere einfach darüber hinweg lasen, vermochte er mehr zu erkennen. Denn ihm waren die Hintergründe bekannt. Er las die Artikel unter ganz anderen Voraussetzungen.

Er begann gleich mit der Lektüre, während Carminia den Kaffeetisch abräumte.

Es war ein Bericht über die Lusitania. Dieses Passagierschiff war während des Ersten Weltkriegs unter mysteriösen Umständen versenkt worden. In den letzten Jahren hatte es immer wieder Veröffentlichungen in Büchern und in Zeitschriften über die Lusitania gegeben. Zahlreiche Autoren versuchten sich an dem Thema. Taucher waren auf den Meeresgrund hinabgestiegen, um nach Spuren zu suchen, die eventuell die Wissenschaftler wie Mosaiksteinchen zusammenfügen konnten, um daraus das Schicksal des Schiffes ablesen zu können.

Zahlreiche Theorien waren aufgestellt worden. Doch keine hatte allen Prüfungen standgehalten.

Patrick kam von einer ganz anderen Seite. Er veröffentlichte die Passagierliste und stellte die Behauptung auf, daß eine Person unter den Anwesenden gewesen sein müßte, derentwegen ein ganzes Schiff sinken und Hunderte unschuldiger Menschen sterben mußten.

Unsichtbare Mächte hatten hier ihre Finger im Spiel.

Noch konnte Patrick es nicht beweisen. Schritt für Schritt wollte er sich vorarbeiten, wollte die Lebensgeschichte jedes einzelnen Passagiers nach so langer Zeit aufrollen und bis ins Detail durchleuchten. Ob es ihm gelang, mußte man abwarten. Die Geschichte von der Lusitania war in mehrere Folgen geplant. Über eine genaue Zahl der Fortsetzungen hatte Patrick sich nicht festgelegt. Er sagte in einer Fußnote, daß dies auch unmöglich sei. Welche Schwierigkeiten ihm und seinen Reportern bei den Recherchen in den Weg gelegt würden, waren nicht vorauszusehen.

Angetan war Björn auch von der Geschichte des Mannes, der nach einem schweren Flugzeugunglück als einziger lebend aus den rauchenden Trümmern geborgen worden war. Seit dieser Zeit verfügte

er über ein phänomenales Gedächtnis. Alles, was er seit jener Zeit las, konnte er nicht mehr vergessen. Er war zu einem lebenden Lexikon geworden.

Und dann stieß Björn Hellmark auf die Story von dem Mann, die Richard Patrick betitelt hatte: »Die unglaubliche Geschichte des Mister L.«

Gleich zu Beginn des Artikels wies Patrick darauf hin, daß er den vollen Namen der Hauptperson nicht nennen könne, um sie nicht zu gefährden. Er verschwieg auch den Ort, wo Mister L. wohnte. Er siedelte seine Geschichte im Häusermeer von New York an, sagte, daß dies die einzige Lüge sei, in einer Story, die mehr als phantastisch anmutete.

Mister L. kam selbst zu Wort. Wenn man ihm glauben wollte, war er als dreiundzwanzigjähriger Mensch von seiner Wohnung weggegangen – und war nicht wieder zurückgekehrt. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib verliefen im Sand. Plötzlich – vor zwei Jahren – tauchte Mister L. wieder in New York auf. Er suchte Freunde, Bekannte und seine Schwester auf – und alle glaubten, einen Geist vor sich zu sehen. Denn in der Zwischenzeit waren dreißig Jahre vergangen!

Wo war Mister L. gewesen?

Er konnte es nicht beantworten. Er vermochte nicht einmal einen Anhaltspunkt zu geben.

Er wußte es einfach nicht.

Dreißig Jahre seines Lebens waren einfach aus dem Gedächtnis gestrichen.

Als Dreiundfünfzigjähriger war er zurückgekommen.

Alt und grau und heruntergekommen.

Jedermann hielt ihn für verrückt.

Patrick und ein Mitarbeiter seines Verlages hatten versucht, Einzelheiten über die dreißigjährige Abwesenheit zusammenzutragen. Es war ihm offensichtlich nicht gelungen.

Der Bericht über Mister L. elektrisierte Hellmark.

Was für ein Mann war das?

Er verschwand, blieb dreißig Jahre lang fort und tauchte dann wie ein Gespenst in der gleichen Stadt wieder auf – aber sein Erinnerungsvermögen war derart getrübt, daß er nicht das geringste über seine Abwesenheit mitteilen konnte.

Dreißig Jahre waren eine lange Zeit.

In diesen dreißig Jahren mußte man essen, trinken, atmen. Wie hatte der Mann sich versorgt? War er versorgt worden? Wenn ja: wo und von wem?

Björn mußte in diesem Zusammenhang an seine eigenen Erlebnisse denken und an die geistigen Kontakte, die er mit Al Nafuur gewonnen

hatte.

Menschen mit mysteriösen Schicksalen waren wie Botschaften, die er enträtseln mußte.

Immer wieder hatte es in der Vergangenheit Fälle gegeben, wo Menschen spurlos verschwanden und niemals wieder auftauchten.

Hier aber hatte Richard Patrick einen Mann aufgestöbert, der nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder zurückgekehrt war. Zurückgekehrt – von wo?

Björn meldete ein Blitzgespräch nach New York an. Er gab der Telefonistin die Rufnummer des Patrick-Verlages.

Die Verbindung kam innerhalb von drei Minuten zustande.

Am anderen Ende der Strippe meldete sich die sympathische, sexy klingende Stimme einer Verlagsangestellten.

Die Telefonistin verband ihn mit dem Büro Richard Patricks.

Hier meldete sich die persönliche Sekretärin des Verlegers.

»Mister Patrick ist leider nicht im Hause«, bekam Hellmark zu hören.

Björn nahm dies zunächst als eine Ausrede hin. Sekretärinnen mußten lügen können.

»Sagen Sie ihm bitte, daß ich ihn dringend sprechen möchte«, sagte er einfach, als hätte er sie nicht verstanden. »Mein Name ist Björn Hellmark.«

»Es tut mir leid, Mister Hellmark. Mister Patrick ist wirklich nicht da.«

»Wann kommt er zurück?«

»Das kann ich nicht sagen. Ich weiß es nicht. Mister Patrick hat mir heute morgen einen Zettel auf den Schreibtisch gelegt. Danach ist er gestern abend unerwartet nach London geflogen. Die Berichte in der Times und im Evening Star sind offenbar dafür ausschlaggebend gewesen.«

Die Sekretärin erinnerte sich glücklicherweise daran, daß Hellmark in der letzten Woche ein ziemlich umfangreiches Telefongespräch mit Patrick geführt hatte. Offenbar schien Patrick seiner Sekretärin später auch geäußert zu haben, daß er für Björn Hellmark jederzeit zu sprechen sei.

»Kann ich ihn irgendwo in London erreichen?« wollte der Deutsche wissen.

»Er ist im Kensington-Hotel am Strand abgestiegen, Mister Hellmark.«

»Danke. – Eine Frage noch: wie war das mit dem Zeitungsartikel, Miss?«

»Haben Sie es nicht gelesen?«

»Leider nein.«

»Gestern um die Mittagsstunde wurde auf dem Trafalgar Square

ein Mann von einem Hund angefallen, der angeblich einen Totenschädel gehabt haben soll.«

»Wer – der Mann?«

»Nein, der Hund, Mister Hellmark.« Die Sekretärin lachte.

»Nachdem ich Sie so schön ausgefragt habe, können Sie mir vielleicht noch eine Auskunft geben, Miss…«

»Cathrin, Mister Hellmark.«

»Fein, Miss Cathrin. So wird's doch gleich viel persönlicher. Es geht um den Artikel von Mister L. in der ersten Ausgabe von Amazing Tales. Wie Sie wissen, hat Mister Patrick mir die Blaupause zugeschickt.«

»Ja, ich weiß.«

»Ich möchte gern mehr wissen über Mister L. Es ist wichtig, scheint mir. Patrick kennt den Namen des Mannes. Wer ist Mister L.?«

»Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, Mister Hellmark, so leid mir das tut. Mister Patrick spricht über diese Dinge nicht. Wenn er mehr weiß, als er geschrieben hat, und wenn er es für richtig hält, darüber zu sprechen, dann müssen Sie sich schon persönlich an ihn wenden. Das überschreitet meine Kompetenzen – selbst wenn ich darüber Bescheid wüßte.«

»Ja, das verstehe ich. Schön, dann ruf ich ihn selbst an. Aber die Telefonnummer vom Kensington geben Sie mir, ja?«

»Aber natürlich, Mister Hellmark.«

Björn notierte sie.

Carminia Brado stand an der Tür und beobachtete ihn, wie er den Hörer auflegte.

»Wie war der Flirt?« fragte sie spitz.

»Danke, sie war nett«, erwiderte er. »Ihre Stimme war eine Offenbarung.«

»Da kann man sich gewaltig täuschen. Eine Stimme kann falsche Tatsachen vorspiegeln. Vielleicht ist sie in Wirklichkeit uralt und abgrundhäßlich.«

»Das glaube ich nicht. Sekretärinnen sind meistens einsame Klasse. Privatsekretärinnen, meine ich. Ich kenne Mister Patricks Geschmack nicht, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er so danebenliegen sollte.«

»Fast wünschte ich mir, du könntest sie kennenlernen.«

»Ich werde mich darum bemühen. Bei meinem nächsten Abstecher nach New York mache ich einen Besuch im Verlag und dann werde ich dir mitteilen, wie sie aussieht.«

Carminia Brado murmelte irgend etwas vor sich hin, streckte ihm dann die Zunge heraus und verschwand in der Küche.

Sie merkte nicht, wie Hellmark ihr nachkam. Er stand plötzlich hinter ihr, riß sie herum, und sie kam nicht einmal mehr dazu,

überrascht aufzuschreien. Sein Mund preßte sich auf ihre Lippen.

Hellmark verließ kurz darauf das Haus und fuhr mit seinem Lamborghini in die Stadt zum nächsten internationalen Zeitschriftenkiosk. Dort bekam er die Times, die das Geschehen vom gestrigen Tage in einem ausführlichen Bericht brachte.

Björn versuchte nach seiner Rückkehr in sein Haus telefonischen Kontakt mit dem Kensington Hotel in London zu bekommen. Er kam nicht durch. Immer mehr Fragen drängten sich ihm auf.

War die Angelegenheit wichtig für ihn oder war es unsinnig, sich um sie zu kümmern?

»Ich würde mich an das letztere halten«, meinte da die Stimme Al Nafuurs in ihm.

»Was weißt du darüber?« hakte Björn sofort lautlos nach, während er auf der Bank am Swimmingpool saß und die Sonnenstrahlen auf seinem Gesicht spürte.

»Nichts. Aber deine Überlegungen sind richtig. Du denkst über gewisse Dinge schon anders. Du fühlst dich nicht als Außenstehender, du denkst nicht einfach, daß dich dies oder jenes eigentlich gar nichts angeht. Wo etwas geschieht, das nicht mit rechten Dingen zugeht, mußt du hellhörig werden. Wer dieser Mister L. war, kann ich dir sagen. Er lebt in London und heißt Edgar Laughton.«

Aus, mehr kam nicht, obwohl Björn Hellmark in sich lauschte.

So erging es ihm oft.

Wie ein Spuk war Al Nafuur plötzlich da. Und er teilte etwas mit, warf ihm einen Brocken hin. Aber damit hatte es sich auch schon. Ganz selten gab er eine nähere Erklärung ab.

Der Magier aus Xantilon, der seinen eigenen Worten nach ein Unsterblicher war, wußte mehr, als er zugab. Dieser Eindruck verstärkte sich in Björn immer mehr.

Mister L. – Edgar Laughton.

Nichts in Hellmarks Leben geschah mehr zufällig. Alle Dinge hatten ihre Bedeutung.

Er gab sich einen Ruck.

»Kleines Reisegepäck, Schoko«, rief er in das Haus, noch ehe er die Schwelle von der Terrasse zum Haus überschritten hatte.

»Du willst nach New York?« fragte sie zurück. »So schnell?«

»Ich fliege nach London.«

»Aber weshalb?«

»Um etwas herauszufinden. Ich hab’ das Gefühl, wenn ich mich nicht darum kümmere, wird etwas anderes geschehen, was mich aufrütteln wird.«

»Das verstehe ich nicht, Björn.«

»Ich auch nicht, Schoko. Es gibt vieles, das ich nicht verstehe, und doch beschäftige ich mich damit. Sobald ich in London bin, rufe ich

dich an.«

Sie seufzte. »Und was fang' ich mit dem Tag an?«

»Gestern ist ein Zirkus nach Genf gekommen. Einer der besonderen Art. Ein indischer Zirkus, der besonders wegen seiner ungewöhnlichen Artisten beachtens- und sehenswert sein soll. Ein Zirkus dieser Art war noch niemals in Europa. Vielleicht besorgst du dir für die heutige Abendvorstellung eine Karte?«

»Keine schlechte Idee«, nickte sie. »Obwohl das kein Ersatz ist. Du wärst mir lieber.«

Vierzig Minuten später war die Privatmaschine Hellmarks aufgetankt und zum Start freigegeben.

Die zweistrahlige Düsenmaschine mit der Aufschrift »Feuervogel« stieg wie ein dunkler Pfeil schnell in den blauen Himmel, schrumpfte schnell zu einem winzigen Punkt und verschwand am Firmament.

Björn Hellmark war auf dem Wege nach London.

Es zog ihn wie ein Magnet dorthin.

*

Carminia Brado aß an diesem Mittag nur wenig. Sie schlug sich ein Ei in die Pfanne und aß dazu eine Scheibe Weißbrot.

Gegen zwei Uhr blätterte sie die Zeitung durch und fand auf Anhieb die großformatige Reklame des indischen Zirkus.

Es gab eine Sondertelefonnummer, unter der man Karten bestellen konnte.

Die Brasilianerin bestellte einen Logenplatz. Dann machte sie sich zurecht, um einen Bummel durch die Stadt zu machen.

Sie war auf dem Weg zur Garage, wo im Sonnenlicht der weiße 300 SEL leuchtete.

Sie fuhr auf die Straße hinaus und stellte den Wagen am Straßenrand ab. Dann stieg sie noch einmal aus, um die Garage abzuschließen. Wenn niemand zu Hause war, mußte alles rundum abgesichert sein.

Normalerweise funktionierte das Tor automatisch. Doch die elektronische Anlage war defekt. Eine Firma war beauftragt, den Schaden zu beheben. Doch vor Anfang nächster Woche konnte kein Fachmann herkommen, um die Reparatur vorzunehmen.

Carminias Gang war damenhaft und von einer lässigen Eleganz. Sie bewegte sich mit einer tänzerischen Leichtigkeit, und bei jedem Schritt wippte ihr kurzer Rock.

Die Südamerikanerin trug das Haar jetzt schulterlang. Ihr gutgeschnittenes, apartes Gesicht wurde von der Haarflut umrahmt.

Als Carminia vom Tor zurückkam, näherte sich im Schrittempo ein dunkler Mercedes älteren Baujahres.

Die Fenster an dem Wagen waren heruntergekurbelt.

Carminia achtete im ersten Moment nicht sonderlich auf das Automobil, das so extrem langsam die Straße entlangfuhr und sich jetzt auf der Höhe des Bungalows von Björn Hellmark befand.

Die braune Schönheit dachte im ersten Moment, daß der Fahrer wahrscheinlich eine Hausnummer suchte.

Carminia Brado ging um den weißen Mercedes herum, zog die Tür auf und nahm hinter dem Steuer Platz.

Da hielt der Wagen neben ihr.

Carminia wandte den Blick.

Neben dem Fahrer saß ein Mann, der sie mit großen, verwunderten Augen musterte.

Der Mann stieß mit seinem Kopf fast an die Wagendecke. Auffällig an dem Fremden war der völlig haarlose Kopf.

Seine Haut hatte einen kleidsamen Bronzeton.

Carminia Brado stufte den Fremden als Inder oder Tibetaner ein.

Er war von hohem Wuchs, breitschultrig, hatte ein energisches Kinn und volle Lippen. Er lächelte kaum merklich. Es schien, als wolle er etwas sagen.

Aber da fuhr der Wagen wieder an, wurde schneller und verschwand um die Ecke.

Carminia sann eine Sekunde vor sich hin.

Sie mußte an das große, kräftige Gesicht denken, an die dunklen, klugen Augen, die sie drei Sekunden lang erstaunt gemustert hatten.

Was hatte der Fremde hier gesucht?

Ob er etwas hatte fragen wollen?

Sie vergaß die Episode.

Eine knappe Stunde später jedoch, als sie aus einem Parkhaus kam und in ein exquisites Modegeschäft auf der anderen Seite der Straße gehen wollte, stieß sie abermals auf den Inder.

Aber diesmal war es der kräftige Mann nicht selbst.

Er war auf einem Plakat an einer Litfaßsäule abgebildet.

Carminia ging darauf zu.

Es war ein Plakat des indischen Zirkus.

In Überlebensgröße war der Inder dargestellt. Aus den dunklen Augen schossen Blitze, die sich fächerförmig ausbreiteten, und eine Gruppe von sieben prachtvollen Tigern kuschten sich unter den Blitzen seiner hypnotischen Augen wie zahme Hauskatzen.

Der Text auf dem Plakat des nur mit einem Tigerfell bekleideten Inders lautete:

Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan! Er braucht keine Peitsche, um sieben undressierte Tiger in Schach zu halten. In einer ungesicherten Arena, in der es keinen Käfig gibt, beherrscht er die Raubkatzen allein durch die Kraft seines unbändigen Willens!

Carminia lächelte leicht. »Dann begegnen wir uns ja nochmals, Mister Rani«, sagte sie leise. »Es gibt doch tolle Zufälle im Leben.«

Sie nahm an, daß Rani Mahay wahrscheinlich vorhin eine kleine Rundfahrt gemacht hatte, um Genf kennenzulernen.

Dabei hatte er sich natürlich auch in den Bezirk der Millionärsvillen am Genfer See fahren lassen.

Das waren ihre Überlegungen, und sie vergaß sie wieder.

Doch die Dinge lagen ganz anders.

*

Um acht Uhr abends begann die Vorstellung.

Der Zirkus war gut besucht. Carminia hatte einen guten Platz. Sie bekam im wahrsten Sinne des Wortes alles auf Tuchfühlung mit.

Die Brasilianerin war fasziniert von den Darbietungen. Sie bereute nicht, Björns Vorschlag gefolgt zu sein. Sie sah Dinge, die sie nicht für möglich gehalten hätte.

Zauberkünstler traten auf, deren Vorführungen wirklich an Hexerei erinnerten.

Dann kam eine Pause.

Carminia nahm eine Erfrischung zu sich und kehrte dann langsam auf ihren Platz zurück. Sie beobachtete den Aufbau einer Kulisse, die den Hintergrund eines bunten Jahrmarkts darstellte.

Schausteller waren da, verschiedene Buden und Raritätenkabinetts.

Der zweite Teil des Programms stand unter dem Titel »Treiben auf dem Jahrmarkt«.

Die Inder, die vorhin noch als Artisten, Jongleure und Zauberkünstler aufgetreten waren, stellten nun Besucher des Jahrmarkts dar. In den Buden und Kabinetts wurden menschliche Abnormitäten vorgestellt. Es wurde ein Schlangenmensch gezeigt, der seine Glieder so verrenken konnte, daß man darum fürchten mußte, er würde sie nicht mehr entwirren können.

Das Publikum raste.

Hier wurde ein artistisches Feuerwerk abgebrannt, daß einem der Atem stillstand.

Sensationell war die Vorstellung eines siamesischen Zwillings, eines Geschwisterpaares, das an den Hüften zusammengewachsen war. Sie führten ein paar alltägliche Dinge durch und zeigten damit dem Publikum, mit welchen Schwierigkeiten der normale Tagesablauf für diese aneinander geketteten Menschen verbunden waren. Schon wenn sie aßen, wurde ihr Zusammenleben zum Problem. Sie waren immer zusammen, Tag und Nacht, keiner konnte sich jemals auch nur für eine einzige Sekunde von dem anderen freimachen. Sie waren auf Gedeih und Verderb zusammengeschweißt. Zwischen diesen

Menschen herrschte eitel Freude, aber es gab auch Stunden, wo sie sich stritten, wo der andere eine entgegengesetzte Ansicht vertrat. Dann mußten sie auch zusammenbleiben.

Und es gab eine Angst, die ein anderer Mensch nicht kannte: der eine fürchtete den Tod des anderen. Wenn der eine starb, bedeutete dies das Todesurteil für den anderen.

Die Probleme wurden kristallklar dargelegt, nachdem die beiden jungen Menschen, denen man eine Lebenserwartung von dreißig Jahren zugestand, wieder gegangen waren.

Das Publikum saß still da. Nur die Stimme des als Rummelplatzdirektor fungierenden Artisten tönte durch das hohe Zelt, und die Menschen lauschten atemlos.

Carminia wurde wie alle anderen in den Bann dieser Darbietung gezogen.

Zuletzt wurde eine Frau vorgestellt, die als »Wolfsfrau« bezeichnet wurde. Der »Rummelplatzdirektor« sagte, daß sie im nördlichen Teil des Himalaja gefangen worden sei. Man führte sie herein wie ein Tier. Sie war halb Mensch, halb Wolf. Der eine Teil ihres Körper war bedeckt mit einem zottigen, dunkelbraunen Fell, das Auge hatte Raubtierform und war bernsteingelb. Die Frau knurrte und fauchte, war außerstande, einen menschlichen Laut von sich zu geben.

Sie war an schweren Ketten gefesselt, die an einer dicken Stange befestigt war, welche ihre Wärter an beiden Enden hielten.

Die Wolfsfrau war wild und offenbar nicht ganz ungefährlich. Sie machte den Eindruck einer wahnsinnigen, verwahrlosten Frau, und der Gedanke, daß das Fell auf ihrem Körper echt sein konnte, kam erst in zweiter Linie.

Die beiden Bewacher der Wolfsfrau standen unter äußerster Konzentration, und Carminia fiel auf, daß sie ihre Abnormität in der Mitte der Arena vorführten, daß sie verhinderten, zu dicht an den Rand der Arena zu kommen. Und sie hatten es auch sehr eilig, ihren Schützling so schnell wie möglich wieder hinter die Kulissen zu bringen.

Der Mann, der die erklärenden Worte zu allen bisherigen Abnormitäten gegeben hatte, faßte sich hier nach Carminia Brados Meinung zu knapp. Es blieben viele Fragen offen. Der Sprecher beschränkte sich auf die notwendigsten Angaben. Es schien, als wolle man hier nähere Einzelheiten absichtlich nicht bekanntgeben, und der Zweifel blieb, ob die Wolfsfrau wirklich echt oder nur eine Rummelplatzsensation gewesen war, die sich hinter der Kulisse das Fell auszog.

In der Mitte der Arena wurde nun ein freier Platz geschaffen, und die bisherigen Aktiven zogen sich mehr an den Rand zurück und bildeten einen Halbkreis. Hinter dem farbenprächtigen Vorhang zum

Manegeneingang war das Fauchen und Brüllen der Raubkatzen zu hören.

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, wurde über Lautsprecher angesagt.

Der Vorhang des Manegeneingangs wurde aufgezogen. Die Blicke der Zuschauer konzentrierte sich auf den Laufgang, der unmittelbar hinter dem Vorhang begann.

Sieben prachtvolle indische Tiger drängten sich dicht an dicht hinter den Gitterstangen des schmalen Käfigs. Die Tiere waren äußerst erregt.

Über die Lautsprecher meldete sich eine Männerstimme. »Rani Mahay ist der ungewöhnlichste Dompteur der Welt. Er arbeitet ohne jeglichen Schutz. Die Tiere werden sich in der Arena, so wie Sie sie jetzt sehen, frei bewegen können. Wir bitten Sie: verhalten Sie sich ganz ruhig. Die Tiere sind aufs äußerste gereizt, sie sind noch nicht gefüttert worden. Wir tun dies erst nach der Vorstellung, um zu beweisen, daß Rani Mahay unter denkbar erschwerten Umständen auftreten muß. Sie brauchen nichts zu befürchten, meine verehrten Zuschauer. Rani Mahays hypnotische Macht führt und leitet die Tiger. Sie brauchen keine Angst zu haben, wenn die Raubkatzen auf dem Rande der Manege spazierenlaufen. Rani Mahay hat sie in jedem Augenblick völlig unter Kontrolle.«

Ein Tusch ertönte.

Dann wieder die Stimme: »Empfangen Sie ihn! Den Mann, der wilden Tieren seinen Willen aufzwingt. Rani Mahay, den Koloß von Bhutan!«

Die Stimme verhallte. Und aus dem finsteren Hintergrund des unbeleuchteten Manegeneingangs trat Rani Mahay ins Licht.

Als er an dem Laufgitter vorbeikam, fauchten die Raubkatzen. Sie warfen ihre großen Köpfe zurück, rissen die Mäuler auf, und die messerscharfen Gebisse blitzten im Scheinwerferlicht.

Die Menge klatschte, als der Riese den. Mittelpunkt der Arena erreichte. Sogar seine Landsleute klatschten, die im Halbkreis herumstanden.

Carminia Brado hob leicht den Kopf. Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre Lippen. Ja, das war der Mann, dem sie vor dem Haus begegnet war.

In Lebensgröße wirkte er wirklich wie ein Koloß. Er maß mindestens zwei Meter, hatte Schultern wie ein Kleiderschrank, und seine bronzene Haut glänzte, als wäre sie mit Öl eingerieben.

Das Licht spiegelte auf seinem haarlosen Schädel. Der massige, beinahe quadratische Schädel war markant und scharfgeschnitten wie eine vollendete Plastik.

Die großen dunklen Augen unter den buschigen Brauen waren

lebhaft und klug.

Rani Mahay verbeugte sich. Er trug ein Tigerfell, wie ihn das Plakat zeigte.

Rani Mahay wandte seinen Rücken dem Publikum zu. Man sah, wie unter der braunen Haut die Muskeln spielten.

Der Koloß von Bhutan hob ganz leicht die Rechte. Am Armgelenk schimmerte matt ein breites, goldfarbenes Band.

Ketten rasselten.

Die Klappe, die das Laufgitter versperrte, wurde nach oben gezogen.

Die Tiger gerieten sofort in Bewegung.

Zwei, drei stürmten sofort ins Freie, jagten wild und fauchend in die Manege.

Die Menge schrie auf.

»Bitte, bewahren Sie Ruhe!« ertönte die Stimme in den Lautsprechern.

Carminia Brado hielt den Atem an.

Sie merkte, wie ihre Handinnenflächen feucht wurden.

Der Eindruck war ungeheuerlich.

Sie hatte sich seelisch darauf eingestellt, und doch war alles ganz anders, als es jetzt soweit war.

Sieben wilde Bestien fauchten und knurrten bösartig.

Rani Mahay wich Schritt für Schritt zurück. Es war unvorstellbar, daß er diese aufgepeitschten, unruhigen Tiere alle auf einmal im Blickfeld haben konnte.

Carminia spürte die Unruhe, die um sie herum wuchs. Ungeheure Spannung lag in der Luft. Man glaubte auf einem Pulverfaß zu sitzen.

Viele ertrugen diese Spannung nicht.

Menschen verließen ihre Plätze. Gerade in den vorderen Sitzreihen, auf den Logenplätzen, erhoben sich Zuschauer und wichen nach weiter hinten aus.

Die Artisten, welche das Rummelplatz-Theater vorhin gespielt hatten, standen wie eine lebende Mauer am Rande der Arena.

Carminia registrierte mit gemischten Gefühlen die Spannung auf den Gesichtern. Auch die Menschen, die dieses ungewöhnliche Schauspiel nun Tag für Tag erlebten, konnten sich seinem Bann nicht entziehen.

Die Raubkatzen wild und ungebändigt in der Manege!

Seltsame Gefühle stiegen in einem hoch.

Man fürchtete sonst bei einer Zirkusvorstellung, wenn der Dompteur in einem Gitterkäfig agierte, daß etwas geschehen könnte. Und wie oft war schon etwas passiert.

Aber hier war nicht nur das Leben von Rani Mahay gefährdet. Da waren auch seine Freunde vom Zirkus, da waren vor allen Dingen die

Zuschauer.

Was würde sein, wenn Mahay versagte?

Carminia wurde in Sekundenbruchteilen von diesen Gedanken überschwemmt.

Konnte die Direktion diese Verantwortung übernehmen?

Hier wurde ein besonders raffinierter Nervenkitzel vermittelt. Eine solche Raubtiernummer gab es nicht ein zweites Mal in der Welt.

Drei Tiger kamen langsam herangetrottet. Nun befanden sich alle sieben in der Manege.

Zwei davon waren besonders unruhig. Sie tänzelten im Kreise.

Mahay wich zurück.

Noch befanden sich die Raubkatzen alle vor ihm. Sein Kopf ging ruckartig hin und her, als zähle er sie ab. Er hielt sich nur wenige Schritte von Carminia entfernt auf. Die Brasilianerin sah, wie der Schweiß zwischen seinen Schulterblättern perlte.

Wieder ein Schritt nach hinten.

Da sprang der eine Tiger, ein großes, starkes Tier mit einem goldbraunen Fell und einer vollendet schönen Zeichnung, nach vorn.

Rani Mahay sprang nach hinten.

Im gleichen Augenblick spurtete ein zweiter, ein dritter Tiger von der linken Seite her los. Die schnelle Bewegung des Mannes aus Bhutan mißverstanden die Raubkatzen offensichtlich und wurden irritiert.

Irgend jemand im Zirkus schrie gellend auf.

Ein vielstimmiger Aufschrei folgte nach.

Und noch jemand schrie: Rani Mahay!

Der Koloß aus Bhutan gab einen wilden Ruf von sich und rannte drei, vier weitere Schritte nach hinten, drehte sich einmal blitzschnell um seine eigene Achse.

Die Raubkatzen warfen ihre Köpfe in die Höhe. Ihr Brüllen mischte sich in die allgemeine Unruhe.

Carminia Brado sprang von ihrem Sitz auf. Ihr Herz schlug wie rasend, und ihr Atem ging schnell und flach. Panikartige Angst überfiel sie mit einem Male.

Sie war bereit zur Flucht.

Hier ging etwas schief. Und sie wollte nicht mitansehen, wie irgend jemand vor ihren Augen von blutdürstigen Bestien zerfleischt wurde.

Da passierte etwas Unfaßbares.

Der Schrei, der dem gewaltigen Brustkasten des Bhutan-Mannes entrann, schien die Bestien wie eine unsichtbare Peitsche zu treffen.

Wie auf ein Kommando hin warfen sie ihre Köpfe herum. Der bannende Blick aus den Augen des Dompteurs vermählte sich mit den irrlichternden Augen der sieben Tiger.

Drei, vier, fünf gerieten schlagartig in seinen Bann. Es war, als würde ein elektrischer Strom durch die Körper der Tiere fließen.

Ihre wilden, blitzschnellen Bewegungen waren mit einem Male gedämpft.

Sie wurden ruhig, senkten die Köpfe und bewegten sich mit eleganten, fließenden Bewegungen von ihm weg.

Zwei Raubkatzen aber waren zu weit seitlich, als daß sein hypnotisierender Blick sie ebenfalls erreichen konnte.

Der eine Tiger befand sich hinter seinem Rücken.

Lautlos glitt er heran, duckte sich.

Da schrie Carminia auf. Als sie das weitaufgerissene Maul mit den scharfen Zähnen sah, das wilde Brüllen hörte, das plötzlich aus der Kehle des Tigers brach.

Die Brasilianerin wirbelte herum.

Ihre heftige Bewegung erschreckte den Tiger.

Die Raubkatze peitschte mit dem Schwarz, flog herum, wie von einer Tarantel gestochen und setzte zum Sprung an.

Wie ein Blitz warf Rani Mahay seinen massigen Körper herum. Der Koloß aus Bhutan war weder erschrocken noch irritiert.

Aus seinen Augen sprach eindeutig der Eindruck, daß er in jeder Sekunde die Dinge in der Hand hatte.

Er öffnete den Mund. Sein Blick flog zu der erschrockenen Carminia hinüber, die nur zwei Meter vom Geschehen entfernt stand und wie zur Salzsäule erstarrt schien, als sie den Tiger auf sich zuspringen sah.

Eine Sekunde lag war Rani überrascht, als er Carminia Brado wiedererkannte, die er heute mittag in den weißen Mercedes Sportwagen hatte steigen sehen.

Eine Sekunde aber reichte, um den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Ein gelber Blitz teilte plötzlich die Luft. Die Raubkatze sprang.

Wie von einer unsichtbaren Faust getroffen wirbelte im gleichen Augenblick auch Rani in die Höhe.

Das Brüllen des Tigers und der Schrei Rani Mahays gingen unter in dem vielstimmigen Aufschrei der Masse.

Die Menschen sprangen von den Sitzen auf. Besucher in unmittelbarer Nähe des Geschehens ergriffen die Flucht. Kinder kletterten über die Bänke. Die Menschenmauer im Innern der Manege geriet in Bewegung. Ratlose, angsterfüllte Blicke. Aber niemand wagte aus der Mauer auszubrechen. Jeder Mann blieb an seinem Platz.

Blitzlichter flammten auf. Geistesgegenwärtig nutzten Reporter die Chance, den sensationellen Vorfall auf Film zu bannen.

Rani Mahay und die angriffswütige Raubkatze flogen dicht an dicht durch die Luft.

Die Katze krallte ihre Pranken um den muskulösen, eingefetteten

Leib des Dompteurs mit dem hypnotischen Willen, dem angeblich die Raubtiere nicht widerstehen konnten. Aber hier wurden die Worte des Sprechers widerlegt.

Aufregung, Angst, Unruhe erfüllten das Zelt. Aber nur wenige Menschen verließen es.

Rani Mahay war sofort Herr der Lage.

Er riß die Katze aus dem freien Sprung auf den Boden herab. Er rollte sich durch die Manege. Die Katze stieß ruckartig ihren Kopf nach unten, um dem dämpfenden Gegner die Kehle durchzubeißen.

Die Gefahr für Carminia Brado war gebannt. Aber nun schwebte der Koloß von Bhutan in Lebensgefahr.

Doch der Eindruck täuschte.

Rani Mahays stählerne Muskeln wurden mit dem wendigen Raubtier fertig. Die Arme des Dompteurs kamen in die Höhe. Mit der einen Hand drückte er den Oberkiefer des Tigers nach oben, mit der anderen zog er den Unterkiefer nach unten.

Die Katze peitschte wütend mit dem Schweif. Ihr Körper wand sich wie eine Schlange, doch die Beine des kräftigen Inders umschlangen den Körper und ließen ihn nicht mehr los.

Doch nicht die Kraft der Raubkatze schwand dahin, sondern ihr Wille zu kämpfen. Rani Mahay murmelte ein paar dumpfe, unverständliche Worte.

Er legte die Katze einfach zur Seite und streichelte sie. Das Tier blieb liegen, als wäre überhaupt nichts gewesen. Es leckte sich seine Schnauze und war zufrieden.

Auch während des kurzen Kampfes, der nicht einmal eine halbe Minute gedauert hatte, war Rani Mahays Aufmerksamkeit dem siebenten und letzten Tiger gegenüber nicht erlahmt.

Er rief einen kurzen, scharfen Befehl, und das Tier blickte auf. Im gleichen Moment vermählten sich die Blicke des Menschen und der Raubkatze, und das Tier trottete auf Mahay zu. Der Inder machte sich nicht einmal die Mühe, vom Boden aufzustehen. Die Raubkatze leckte ihm die Hand und streifte um ihn herum wie eine Hauskatze, die sich etwas zu fressen erhofft.

Die Spannung fiel ab von den Menschen.

Beifall toste, Begeisterungsrufe erfüllten das Zelt, und auch die Artisten in der Manege klatschten. Ihren Gesichtern sah man die Erleichterung an.

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, hatte gesiegt. Nicht nur seine geistigen Kräfte hoben ihn weit über den Durchschnitt, auch seine körperlichen waren erstaunlich. Er hatte die riesige, schwere Katze herumgerissen, als wäre das nichts gewesen.

Rani Mahay drehte seine Ehrenrunde. Es war ein Bild, das man nicht alle Tage zu sehen bekam.

Der Inder stieß einen grellen Pfiff aus, und die Raubkatzen gehorchten. Sie trotteten eine nach der anderen hinter ihm her.

Wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt stieg er auf den Manegenrand, hob beide Arme und winkte der begeisterten Masse glücklich zu. In seiner Bewegung gab es keine Überheblichkeit.

Er lief rund um die Manege, und die Raubkatzen trotteten hinter ihm her wie junge Hunde.

Die Menschen lachten und klatschten im Rhythmus der Musik. Es war eine unbeschreibliche Stimmung.

Als Rani Mahay auf der Höhe von Carminia Brados Platz kam, verharrte er.

Die attraktive Brasilianerin in dem weißen, mit Goldfäden durchwirkten elegant wirkenden Hosenanzug, dessen Oberteil raffiniert ausgeschnitten war, sah noch immer etwas bleich aus.

Rani Mahay wandte den Kopf Richtung Manegeneingang, und ein livrierter Helfer stürzte sofort davon.

Dann drehte der Koloß von Bhutan der schönen Südamerikanerin sein Gesicht zu, ging in die Hocke und verbeugte sich vor ihr.

»Es tut mir leid«, sagte er in englischer Sprache. Er beherrschte die Sprache ausgezeichnet, doch die Silben kamen etwas abgehackt über seine Lippen. »Sie haben sehr großen Mut bewiesen. Ich würde es bedauern, wenn Sie große Angst haben ausstehen müssen?«

Er musterte sie aus großen, gutmütigen Augen.

Carminia Brado schüttelte den Kopf. »Es war nicht so schlimm. Im ersten Moment allerdings war ich – etwas erschrocken.« Sie hatte sich wieder ganz in der Gewalt. Die Episode kam ihr vor wie ein Traum.

»Meine Tiger sind nicht immer alle sofort unter Kontrolle zu bekommen«, sagte Rani Mahay mit seiner harten Aussprache. »Einer oder zwei brechen dann aus. Doch das ist ohne Bedeutung. Sobald ich den Kopf wende und sie anrufe, reagieren sie. Und dann sind sie auch schon in meinem Bann. Selbst die Reaktion des Publikums ist eingerechnet. Immer wieder springen Menschen vor Angst auf. Aber es kommt zu keinem Zwischenfall, niemand braucht Angst zu haben.« Er wollte noch etwas hinzufügen, doch er unterbrach sich, da in diesem Moment der Livrierte angerannt kam und einen großen Strauß mit dunkelroten Rosen anschleppte.

Rani Mahay wischte sich mit einer etwas verlegenen Geste über seine prachtvolle Glatze, nahm den Riesenstrauß entgegen und meinte zu Carminia Brado: »Eigentlich hatte ich ihn für eine Kollegin vorgesehen, die heute Geburtstag hat. Doch ich weiß, sie ist einverstanden, wenn ich diesen Strauß Ihnen überreiche. Ich wollte vorhin noch eine Kleinigkeit erwähnen: als ich Sie sah, stutzte ich einen Augenblick. Nur eine zehntel Sekunde. Doch das reichte dem Tiger aus, aktiv zu werden. Ich war überrascht, Sie so plötzlich vor

mir stehen zu sehen.«

Mit diesen Worten drückte er ihr den Rosenstrauß in die Hand und ließ im Beifall der Zuschauer eine ziemlich verwirrte Carminia Brado zurück.

Noch lange beschäftigte sich die Brasilianerin in Gedanken mit der Begegnung.

Rani Mahay hatte gesprochen, als würde er sie schon lange kennen.

*

Edgar Laughton schlug die Augen auf. Von einem Augenblick zum anderen war er hellwach.

Ein Geräusch!

Er hörte es ganz deutlich.

Laughton hielt den Atem an. Der Mond schien durch die Fenster der Wohnung des dritten Stockwerkes. Wie Schemen zeichneten sich die wuchtigen altmodischen Möbel in der vertrauten Umgebung ab.

Hier, in der James Street 354, wohnte er seit vier Monaten. Aber er fühlte sich nicht mehr sicher. Alles wies darauf hin, daß seine unheimlichen Widersacher über sein neues Domizil unterrichtet waren.

Laughton richtete sich auf.

Er hörte Schnaufen, Schnüffeln.

Es war vor seiner Tür.

Der alternde Maler warf die Zudecke zurück.

Wie eine Flut überschwemmte ihn die Angst.

Letzte Nacht war er bei Millie geblieben. Das war gut so gewesen. In ihrer Gegenwart hatte er das vergessen können, was ihn den ganzen Tag über beschäftigte. Die Sache mit diesem James Fleet steckte ihm doch in den Knochen.

Fleet war tot. Und die Behörden hüllten sich in Schweigen, das hieß: sie erwähnten nicht, auf welche Weise der Tod wirklich eingetreten war. Kein Wort von der Vampirkatze.

Aber den Ärzten und Schwestern des Hospitals konnte doch nicht entgangen sein, daß die Halsschlagader nicht geplatzt, sondern von scharfen Zähnen gerissen worden war.

Keiner wollte es wahrhaben. Er aber hatte die Vampirkatze gesehen.

Wie ein Schatten huschte er aus dem Bett.

Erstarrt blieb er im Dunkel stehen, hielt den Atem an und lauschte.

Völlige Stille.

Da war nichts.

Hatte er geträumt?

Er wartete eine Minute lang, zwei Minuten lang.

Kein Schnaufen, kein Schnüffeln, keine Geräusche. Doch seine innere Unruhe wich nicht. Er konnte keinen Schlaf mehr finden, ehe er nicht Gewißheit hatte.

Langsam näherte er sich der Tür. Er schaltete kein Licht ein.

Wie unter einem Bann legte er seine Rechte auf die Klinke und drehte dann mit der anderen Hand den Schlüssel um.

Noch öffnete er die Tür nicht.

»Ist da jemand?« fragte er leise.

Er kratzte mit der Hand über die Tür, als wolle er damit eine Reaktion provozieren.

Nichts geschah.

Vorsichtig öffnete er die Tür.

Es war ein winziger Spalt. Laughton wollte sich den Rückzug freihalten, wollte die Tür sofort wieder schließen können, wenn es darauf ankam.

Da flog ihm schon die Tür entgegen.

Er warf sich noch nach vorn in der Hoffnung, sie ins Schloß drücken zu können.

Aber der Widerstand von der anderen Seite war größer.

Es gab einen Krach, als würde die ganze Tür eingerissen werden.

Ein riesiger Schatten tauchte vor Laughton auf.

Der Maler schrie.

Er taumelte nach hinten, riß seinen Körper herum und jagte zum Fenster.

Er riß es auf, ehe der riesige Hund mit dem zottigen Fell und dem knöchernen Totenschädel nahe genug heran war, um nach ihm zu schnappen.

Trotz seines Alters bewegte Laughton sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit.

Wie ein Affe sprang er auf die Fensterbank, ließ sich einfach nach draußen fallen. Mit beiden Händen kam er auf die stählerne Plattform, an welche sich die Feuerleiter anschloß.

Barfuß und nur mit einem Pyjama bekleidet hetzte Laughton die engen, gewundenen Stufen nach unten.

Der Hund sprang durchs Fenster. Hechelnd, mit heraushängender Zunge und rotglühendem Feuer in den finsteren, leeren Augenhöhlen, kam der Höllenhund hinter ihm her. Aber er hatte weit größere Schwierigkeiten auf den schmalen, geriffelten Stiegen als der Zweibeiner.

Laughtons Atem flog.

Der Maler warf nicht einen einzigen Blick zurück.

Er rannte so schnell ihm das unter den gegebenen Umständen möglich war.

Die Treppe schien endlos zu sein.
Laughton wurde es schwindelig. Vor seinen Augen kreiste alles.
Der Boden schien ihm entgegen zu kommen.
Da rutschte er ab.
Er verlor den Halt und polterte die Stiegen hinab. Er rutschte an dem eisernen Geländer entlang, schabte sich die Haut auf. Die Verletzung brannte wie Feuer.
Ein Schwächeanfall bedrohte ihn.
Aber Laughton blieb nicht liegen.
Er riß seinen Körper hoch, humpelte weiter nach unten. Sein rechter Fuß schmerzte stark. Damit war er in dem scharfkantigen Geländer hängengeblieben.
Je weiter er nach unten taumelte, desto mehr schwoll der Fuß an.
Dann endlich kam Laughton unten an.
Er humpelte über den kalten, feuchten Boden. Seine nackten Füße klatschten auf das Kopfsteinpflaster.
Der Hof mit den Mülltonnen und dem Fahrradschuppen lag einsam und menschenleer vor ihm.
Alle Fenster waren dunkel.
Laughton warf einen schnellen, angstvollen Blick hinter sich.
Seine Alpträume wurden wahr.
Noch war er dem Hund voraus, weil der mehr Schwierigkeiten hatte, die enggezogenen Stiegen herabzulaufen. Aber sobald das makabre Tier festen Boden unter den Pfoten hatte, würde alles ganz anders aussehen. Im Handumdrehen würde er herangejagt sein.
Laughton taumelte durch die dunkle Toreinfahrt. Dann lag die Straße vor ihm.
Und schon hörte er auch das Hecheln des Höllenhundes.
»Hilfe!« Laughton schrie aus Leibeskräften in die Nacht. »So helft mir doch!« Seine Stimme überschlug sich. Er rannte auf die andere Straßenseite hinüber.
Langgestreckt und blitzschnell jagte der große Hund hinter ihm her.
Laughton hörte das Knurren.
Sein Herz schlug wie rasend.
Jetzt war alles zu Ende. Er hatte einen Fehler begangen. Er war gestern, auf Grund des rätselhaften Vorfalles auf dem Trafalgar Square zu sorglos geworden.
Er hätte sich gerade aus diesem Grund in der Öffentlichkeit nicht sehen lassen dürfen.
Aber nun war es zu spät.
Nun nahmen die Dinge ihren Lauf.
Der Hund sprang.
Im gleichen Augenblick war da noch ein Schatten.

Er kam von links, jagte auf den Höllenhund zu.

In der schmalen Gasse wurde kein Außenstehender Zeuge von dem seltsamen Vorgang.

Laughton fühlte einen Stoß in den Rücken und stürzte nach vorn.

Aus! gellte es durch sein Gehirn. Er rollte sich herum, wollte um sein Leben kämpfen, ehe der unheimliche Hund ihm an die Kehle springen konnte.

Aber da fühlte er sich schon frei.

Wie von einer Riesenhand gepackt wurde der Hund herumgerissen.

Die Augen weit aufgerissen, sah Laughton einen Mann vor sich, der den Hund anfiel und zu Boden riß.

Der Hund gab wütende, knurrende Laute von sich.

Laughton rappelte sich auf.

Da war plötzlich noch jemand. Ein untersetzter Mann, der schwer atmete.

»Schnell, Mister Laughton!« hörte er eine Stimme. Er wurde auch schon am Arm gepackt und auf die Seite gezogen, ehe ihm bewußt wurde, was eigentlich hier vorging. »Kommen Sie! Ins Auto! Da sind Sie sicher.«

Aus den Augenwinkeln nahm Laughton den kurzen, erbitterten Kampf zwischen dem Fremden und dem Höllenhund wahr.

Der Hund wurde zurückgestoßen. Es schien ihm offensichtlich auch gar nicht so sehr darauf anzukommen, dem neuen Gegner an die Kehle zu gehen. Fast schien es, als wollte der mutige Mann, der Laughton das Leben gerettet hatte, den Hund festhalten, um ihn zu hindern, Laughton doch noch zu töten.

Edgar Laughton wurde mehr in den am Straßenrand bereitstehenden Wagen geschoben, als daß er selbst ging.

Jetzt erkannte er auch den Mann, dem es darauf ankam, daß sein Leben verschont wurde.

Es war Richard Patrick, der Verleger aus New York.

*

Laughton plumpste auf den Rücksitz des Autos.

Er sah, wie der Mann, rund zehn Meter vom parkenden Wagen entfernt, in die Höhe sprang. Der riesige Köter mit dem unheimlichen Schädel hatte sich aus dem Griff losreißen können und jagte mit ungeheurem Tempo in die düstere Straße hinein.

Der blonde Hüne mit der sportlichen Figur starrte dem entschwindenden Hund nach.

»Es ist sinnlos«, murmelte Laughton und schüttelte den Kopf. »Der ist zu schnell, den kriegen Sie nicht mehr.«

Der blonde, hochgewachsene junge Mann aber machte gar keine

Anstalten, den Hund zu verfolgen. Er wußte genau, daß er hier mit dem Tempo nicht würde mithalten können.

Aber da geschah etwas Unheimliches.

Laughton fing an seinem Verstand zu zweifeln an.

An der Straßenecke, nicht weit von der schummrigen Laterne entfernt, stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen eine neue Gestalt.

Der Hund war außerstande, noch die Richtung zu wechseln. Wie eine Mauer, stand der Fremde dort. Und das zottige Tier knallte frontal gegen die Beine des Mannes, der wie angewurzelt dort stand.

Für den Hund ging alles blitzschnell, und so ging es für die Zuschauer.

Der Köter wurde emporgerissen. Die Hände des Unbekannten legten sich wie Stahlzangen um die Kehle des Tieres.

Die lange rote Zunge trat zwischen dem knöchernen Kiefer hervor.

Das Glimmen in den Augenhöhlen verstärkte sich.

Edgar Laughtons Blicke irrten von einem zum anderen. Der Mann vorn an der Straßenecke und der, welcher den Hund zuerst weg gezerrt hatte, glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Zwillinge?

Nein. Edgar Laughton konnte es nicht wissen, nicht ahnen.

Was er sah, war in der Tat ein und dieselbe Person.

Björn Hellmark alias Macabros, der die Gabe hatte, zur gleichen Zeit an zwei Orten zu sein, setzte seine Gabe ein, um dem unheimlichen Hund das Handwerk zu legen.

Während Hellmark unbeweglich an der Stelle stand, wo er den Höllenhund von Laughton weg gezerrt hatte, kämpfte sein Doppelkörper nur rund zehn Meter entfernt an der Straßenecke gegen den Höllenhund.

Macabros brachte das Tier zur Strecke.

Der Hund wurde unter seinen Händen zu einem leblosen Bündel. Die Bestie, die James Fleet angefallen und den lebensbedrohenden Biß in die Kehle versetzt hatte, lebte nicht mehr.

Das rote Glimmen in den Totenkopfhöhlen verlöschte.

Das reglose Tier fiel schwer zu Boden.

Björn Hellmark löste seinen Doppelkörper auf. Die Umrisse von Macabros wurden schwächer, durchscheinend. Die geistige Kraft zur Materialisierung des Körpers war beachtlich gewesen. Zur Auflösung dagegen war eine geistige Energie so gut wie gar nicht notwendig. Björn Hellmark brauchte nur in seiner Konzentration nachzulassen.

Macabros war verschwunden.

Edgar Laughton riß Mund und Augen auf.

»Das gibt’s doch nicht«, murmelte er entsetzt. Seine Angst nahm wieder zu.

»Sie brauchen keine Furcht zu haben, Mister Laughton«, beruhigte ihn Richard Patrick. »Als wir uns das erste Mal unterhielten und Sie mir die seltsame Geschichte Ihres Lebens erzählten, erwähnten Sie selbst, daß es Dinge gäbe, über die man sich nur wundern, die man aber nicht erklären kann. Nehmen Sie das, was Sie eben erlebt haben, ebenfalls als Wunder hin, als ein Wunder, das nur wir beide beobachten durften und das zu Ihrem Besten geschah.«

Björn Hellmark lief zu der Stelle, wo der Hund lag. Er wollte das Tier mitnehmen, um es untersuchen zu lassen.

Doch er erlebte eine Überraschung.

Der Kadaver des Höllenhundes veränderte sich. Unter dem Licht der schummrigen Lampe wurde das schmutzigbraune Fell aschgrau. Aller Farbstoff schwand dahin, als würde ihn eine gigantische Sonne in Bruchteilen von Sekunden ausbleichen.

Das Fell verschwand im Nichts. Blanke glatte Knochen wurden sichtbar.

Auch sie verschwanden.

Innerhalb von drei Sekunden war das ganze ungewöhnliche Tier verschwunden.

Der einzige Zeuge aus einem höllischen Reich existierte nicht mehr.

*

»Wieso befanden Sie sich in der Nähe?« fragte Edgar Laughton Richard Patrick, nachdem auch Björn Hellmark im Wagen saß.

Sie standen alle noch unter der Wirkung des Geschehens, in das sie alle drei hineingezogen worden waren.

»Das ist schnell erklärt«, erwiderte Richard Patrick. »Wir haben befürchtet, daß Ihr Leben gefährdet ist. Daß wir allerdings unmittelbar beobachten könnten, was auf Sie zukam, das hatten wir nicht erwartet.«

»Sie haben es geahnt?« Edgar Laughton blickte sie beide mißtrauisch an.

Richard Patrick saß hinter dem Steuer und hatte ihm das Gesicht zugewandt. Björn Hellmark saß neben Laughton und nickte.

»Das Ganze hängt mit dem Fall James Fleet zusammen«, erklärte Richard Patrick. »Als ich davon hörte, bin ich umgehend nach London gekommen. Ich roch eine neue Story. Was für ein Mensch war Fleet? fragte ich mich. Bei der Polizei erkundigte ich mich nach ihm. Es kam etwas Bemerkenswertes heraus. Es lag eine Vermißtenanzeige von Fleet vor, die vor vier Jahren von seiner Tochter aufgegeben worden war. Fleet war vor vier Jahren plötzlich verschwunden. Vor einer Woche tauchte er genauso plötzlich wieder auf. Er kam nach Hause,

wo seine Tochter wohnte. Alles war so wie vor vier Jahren. Fleet glaubte, von seiner Arbeit nach Hause zu kommen. Er wußte nicht, daß er vier Jahre lang weggewesen war. Es gab ein Loch in seiner Erinnerung. Er begrüßte seine Tochter wie immer. Er war nicht gealtert. Er sah genauso aus wie vor vier Jahren. Aber am nächsten Morgen, als er aufstand, um zur Arbeit in die Bank zu gehen, sah er anders aus als zur Stunde seiner Wiederkehr. Sein Haar war angegraut, seine Haut weniger straff. Aber James Fleet merkte das nicht. Er verabschiedete sich von seiner Tochter und ging zur Bank. Dort aber hatte man seinen Arbeitsplatz natürlich mit einem neuen Mitarbeiter besetzt. Fleet konnte nicht verstehen, daß er vier Jahre lang nicht da gewesen sein sollte. Er war überzeugt davon, gestern abend nach Schließung der Schalter den Heimweg angetreten zu haben. Der Direktor machte ihn darauf aufmerksam, daß er wohl sehr krank sei, und bat ihn, einen Arzt aufzusuchen. Die Direktion wäre selbstverständlich bereit, Fleet wieder einen Arbeitsplatz einzuräumen, da er als guter und verläßlicher Mitarbeiter geschätzt wurde. Fleet weigerte sich, einen Arzt aufzusuchen. Zunächst. Auf das Drängen seiner Tochter hin gab er nach.

Fleet war organisch gesund. Es gab nicht den geringsten Hinweis für eine Geisteskrankheit oder für einen krankhaften Gedächtnisschwund. Der Arzt wollte seinen Patienten jedoch weiter beobachten. Er setzte sich mit dem Direktor der Bank in Verbindung und bat ihn, Fleet wieder so aufzunehmen, als sei nichts geschehen. Denn dies sei genau das, was auch James Fleet empfinde: daß nichts geschehen war. Er begriff nicht, daß er wirklich vier Jahre lang abwesend gewesen sein konnte.

Der Direktor akzeptierte den Vorschlag und gab Fleet seinen alten Platz wieder. Nun konnten die Nachforschungen beginnen. Doch gestern starb Fleet auf mysteriöse Weise, ohne daß geklärt werden konnte, wo er sich vier Jahre lang herumgetrieben hatte. Dies alles erinnert stark an Ihr eigenes Schicksal, Mister Laughton.«

Der starrte vor sich hin, als schien er in einer imaginären Ferne etwas zu beobachten. Er nickte mechanisch.

Laughton sagte leise: »Aber er konnte der Rache nicht entkommen. Sie haben ihn aufgespürt und vernichtet.«

»Das ist der Punkt, worüber wir mit Ihnen sprechen wollten, Mister Laughton«, hakte Patrick sofort nach.

Laughton zuckte die Achseln. »Ich kann Ihnen nicht mehr sagen als das, was Sie schon wissen, Mister Patrick. Ich weiß nichts. Ich kann Ihnen nur meine Gedankengänge schildern, die ich hatte, als ich vom Schicksal Fleets las. Ich wußte ganz plötzlich, daß es das war, wovor ich mich versteckte.«

Björn Hellmark fragte: »Das bedeutet also, daß Ihr Gedächtnis nach

und nach wieder einsetzt.«

»Nein, so einfach ist das nicht. Ich weiß nur den Hund zu deuten, die Katze. Es ist – wie ein Instinkt, verstehen Sie? Ich weiß nur, daß ich dies oder jenes fürchten muß – wie ein Vogel weiß, daß er vor der Katze zu fliehen hat. Ich…« er stutzte plötzlich und sah sie beide mißtrauisch an. »Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, wieso Sie ausgerechnet jetzt, in dieser Stunde, in der Nähe meiner Wohnung aufgetaucht sind? Wieso wußten Sie…?«

Er wirkte plötzlich wieder ängstlich. Er setzte sich so, als käme es darauf an, in jeder Sekunde damit zu rechnen, daß er angegriffen würde und fliehen müßte.

»Entschuldigen Sie, das hatte ich vergessen«, entgegnete Richard Patrick schnell. »Ich bin ganz davon abgekommen. Natürlich haben Sie ein Recht darauf, dies zu erfahren. Heute mittag stieß Mister Hellmark zu mir. Wir besprachen die mysteriöse Angelegenheit, soweit wir Kenntnis davon hatten. Und dann versuchten wir für das Leben Fleets all jene Steinchen zusammenzufügen, die wir bisher hatten. Ich entdeckte sehr viele Parallelen, die in Ihre Geschichte paßten. Aber sie hatten mir nicht detailliert davon berichtet, was oder wer sie bedroht. In Fleets Schicksal konnte ich jedoch die Antwort lesen. Als Mister Hellmark und ich sicher waren, daß Sie die gleiche Gefahr zu befürchten hatten, machten wir uns auf den Weg. Wir wollten Sie warnen. Wir kamen deshalb in die James Street. Der Zufall wollte es, daß wir direkt in das Geschehen einbezogen wurden. Als wir heranrollten, sahen wir Sie aus der Toreinfahrt rennen. Hinter Ihnen der Höllenhund. So war das.«

»So war das«, echote Laughton. »Hm, gut. Dann habe ich Ihnen mein Leben zu verdanken.« Er sah Hellmark lange an. »Sie haben ein gutes Gesicht«, sagte der Maler. »Ich habe Vertrauen zu Ihnen.«

»Danke.« Björn lächelte.

Laughton warf einen Blick aus dem Fenster, hinüber zu dem dunklen Haus, wo er die letzten Monate gewohnt hatte. »Dort kann ich nicht mehr bleiben«, murmelte er! »Jetzt wissen Sie Bescheid.«

»Sie sagten vorhin etwas von einem Hund und einer Katze«, bemerkte der Deutsche. »Wie kommen Sie gerade darauf?«

»Ich habe die Vampirkatze gesehen. Sie kam über das Dach des Hospitals und drang durchs Fenster in das Zimmer von James Fleet ein.«

Patrick und Hellmark sahen sich an. Sie mußten an die Ergebnisse ihrer Recherchen denken. Danach hatte ein Arzt des Hospitals den Verdacht ausgesprochen, daß von einem Platzen der Halsschlagader bei Fleet gar keine Rede sein konnte. Man hatte tiefe und scharfe Bißwunden festgestellt, die aussahen, als hätte ein Vampir Fleets Blut ausgesaugt. Aber da kein Mensch mehr an Vampire glaubt, durfte man

einen solchen Verdacht erst gar nicht aussprechen.

Hellmark gab im Gespräch mit Laughton zu, daß er jetzt, wo er den Höllenhund gesehen hatte, auch an die Vampirkatze glaube, die das Leben Fleets ausgelöscht hatte. »Ich werde mich um Sie kümmern«, versprach Björn. »Es ist klar, daß Sie nicht mehr in diese Wohnung zurückkehren können. Ihr Leben ist gefährdet. Bleiben Sie diese Nacht in unserem Hotel! Wir werden ein Zimmer für Sie bekommen.«

Laughton sah ihn an. »Warum tun Sie das für mich?«

»Erstens, um Ihnen zu helfen«, erwiderte Björn Hellmark, »und zweitens ist auch ein bißchen Egoismus dabei.«

»Und wie äußert der sich?«

»Sie wissen etwas. Etwas sehr Wichtiges. Man will verhindern, daß dies den Menschen bekannt wird. Wer auch immer Ihre Widersacher sind, sie kommen nicht aus dieser Welt. Oder finden Sie eine Erklärung dafür, daß ein Hund, der sein Leben ausgehaucht hat, so mir nichts dir nichts verschwindet? Die Existenz soll nicht nachweisbar sein. Woher aber kam der Hund, und warum kam er hierher? Es ist klar, daß unsichtbare Mächte, rätselhafte und gefährliche Kräfte, hier ihre Hand im Spiel haben. Von diesen Mächten wissen Sie etwas, Mister Laughton. Es fällt Ihnen nur nicht ein. Wo sind Sie dreißig Jahre lang gewesen?«

»Ich weiß es nicht. Es tut mir leid, aber ich kann mich an nichts entsinnen.«

Laughtons Stimme klang dumpf und unglücklich. Er legte seine Stirn in Falten, preßte die Augen zusammen und sah aus wie ein Sterbender, der sich bemühte, mit allerletzter Kraft einen Gedanken zu fassen, den er einem anderen mitteilen wollte. »Es ist hoffnungslos, es ist nichts da.«

»Ich hätte eine Frage an Sie, Mister Laughton«, sagte Hellmark.

»Ja, bitte?«

»Haben Sie eigentlich versucht, durch einen Psychologen herausfinden zu lassen, was es mit Ihrer akuten Gedächtnisstörung auf sich hat?«

»Nein. Erstens interessiert mich das wenig, zweitens kostet das viel Geld. Und was hätte es genützt? Nichts.«

»Das kann man nicht so pauschal sagen«, widersprach Björn. »Ihr Leben ist ungewöhnlich. Sie können nicht einfach dreißig Jahre irgendwo verschwinden und dann wieder auftauchen.«

Laughton lächelte bitter. »Wie Sie sehen, ist das doch möglich. Ich weiß, ich habe London niemals verlassen. Ich bin immer hier gewesen.«

»Eben das möchte ich genau wissen. Ich gehe von dem Gedanken aus, daß Sie eine Botschaft haben. Eine Botschaft, die vielleicht eine

große Hilfe für mich ist.«

»Aber…«, Laughton wurde stutzig. »Wir kennen uns nicht… wieso sollte ausgerechnet mein Lebensschicksal etwas mit Ihnen zu tun haben?«

»Es gibt Anhaltspunkte dafür, die ich hier und zu diesem Zeitpunkt nicht begründen kann, Mister Laughton.« Björn sah Laughton in die Augen. »Wären Sie bereit – auf meine Kosten – die Behandlung eines Psychologen in Anspruch zu nehmen? Würden Sie sich einer tiefenhypnotischen Sitzung unterziehen, um zu ergründen, ob Reste der Erinnerung aus Ihrem Unterbewußtsein an die Oberfläche gefördert werden können?«

Edgar Laughton dachte einen Moment lang nach. »Ja«, sagte er dann, »ja, das würde ich tun. Wenn so etwas möglich ist, ja.«

»Es ist möglich. Aber ob es erfolgreich sein wird, das kann man nicht im voraus sagen. Sie werden noch einige persönliche Dinge für Ihren Aufenthalt im Hotel benötigen, Mister Laughton. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie in Ihre Wohnung begleiten.«

»Ja, tun Sie das. Vielen Dank, Mister Hellmark.«

*

Er nahm einen kleinen Koffer mit, in den er Wasch- und Rasierzeug und einige Kleidungs- und Wäschestücke packte.

Während er sich umzog, wartete Björn in dem kleinen Wohnzimmer, das zum Arbeitszimmer umfunktioniert worden war. Hier befand sich Laughtons Arbeitsecke. Unter denkbar schlechten Lichtverhältnissen malte Laughton hier seine Ölbilder und Aquarelle. An der Wand hingen diverse Arbeiten, die Hellmark gefielen.

In einer Mappe lagen mehrere Aquarelle, die er sich ebenfalls ansah.

Als Edgar Laughton zum Gehen bereit war, kam er in das Wohnzimmer zurück. Hellmark äußerte sich anerkennend über Laughtons Arbeit und gab zu erkennen, daß er am Kauf einer oder auch zweier Arbeiten interessiert sei.

»Ihre Bilder gefallen mir. Ich habe ein großes Haus mit vielen Wänden. Ich bin ein Kunstfreund. Wenn Sie mir etwas verkaufen würden, täten Sie mir einen großen Gefallen.«

»Welche Arbeiten gefallen Ihnen?«

Hellmark griff nach einem Frühlingsbild, das einen Apfelbaum in voller Blüte zeigte. Im Hintergrund eine zerfallende Gartenhütte.

Das zweite Bild war eine Herbstlandschaft in Wales. Flaches, im Hintergrund ansteigendes Land, fast entlaubte Bäume. Auf dem Boden gewaltige Lachen, in denen sich die Bäume spiegelten. Der Himmel war noch grau, doch die Wolken zogen ab und im Hintergrund des

ansteigenden Landes glühte ein faszinierendes Rot. Es war eine Wiesenlandschaft nach dem Regen, deren Stimmung Laughton mit Meisterschaft eingefangen hatte.

»Diese beiden Bilder. Nennen Sie mir Ihren Preis«, bat Björn.

»Sie kosten nichts.«

»Das Kann ich nicht annehmen.«

»Doch, Sie können. Sie kommen für die Hotelunterkunft auf, Sie wollen für mich einen Psychologen bezahlen. Nehmen Sie dies als Gegengabe.«

»Nein. Was ich Ihnen vorhin angeboten habe, geschieht in meinem eigenen Interesse. Ich muß herausfinden, wer Sie dreißig Jahre lang verborgengehalten hat und wer jetzt die Bestie auf Sie gehetzt hat.«

Es ging eine Weile hin und her. Laughton stäubte sich, Geld anzunehmen. Hellmark, der merkte, daß er so nicht weiterkam, nahm eine Anzahl großer Scheine aus seiner Brieftasche und drückte sie Laughton in die Hand.

»Bitte, nehmen Sie. Andernfalls könnte ich die beiden Aquarelle nicht mitnehmen. Und das wäre schade.«

*

Im Kensington-Hotel erhielt Edgar Laughton ein Einzelzimmer.

Es lag auf der gleichen Etage wie die von Richard Patrick und Björn Hellmark.

Das war gut so. So konnte jederzeit schnelle Hilfe zur Stelle sein, falls Laughton auch in dieser Nacht nicht zur Ruhe kommen sollte.

In der Bar nahm man noch einen Drink zu sich und plauderte zwangslos. Das Gespräch drehte sich um Laughtons Schicksal und um seine Stellungnahme. Aber es drehte sich immer im Kreise. Es gab keine Fortschritte.

Nur einmal nannte er einen Namen, der eine neue Situation schuf.

Laughton sagte: »Die Schreckensgöttin läßt sich nicht überlisten.« Er murmelte es vor sich hin wie im Selbstgespräch.

Björn Hellmark reagierte sofort. »Schreckensgöttin?« fragte er. »Was ist das? Wen meinen Sie damit, Mister Laughton?«

Der Maler blickte auf, als würde er aus einem Traum erwachen.

»Schreckensgöttin?« echote er. Er schüttelte den Kopf. »Wie kommen Sie darauf?«

»Sie haben dieses Wort eben ausgesprochen, Mister Laughton.«

»Unmöglich!«

»Doch«, bestätige auch Richard Patrick. Seine dunklen Augen glitzerten. »Ich habe es ebenfalls gehört.«

»Aber ich weiß nicht…« Laughton machte einen hilflosen Eindruck und wieder trat der ängstliche Ausdruck in seine Augen. »Ich begreife

nicht, wieso… dieser Name… ich habe ihn nie zuvor gehört.«

Ein kurzer Lichtblick in seiner Erinnerung? Oder ein weiterer Beweis dafür, daß es um den Geisteszustand des Engländers nicht zum besten stand? Plapperte er einfach etwas vor sich hin, das durch nichts zu begründen war?

Laughton wirkte wie ein Geistesgestörter.

Aber Hellmark, der einen Einblick in verschiedene Vorgänge gewonnen hatte, war nicht bereit, dies einfach damit abzutun.

Gab es die Schreckensgöttin? Ja oder nein? Was wußte Laughton von ihr und wie kam er gerade auf diese Bezeichnung? Björn Hellmark konnte den Anbruch des neuen Tages kaum erwarten. Das Zusammentreffen Laughtons und des Psychologen würde hoffentlich mehr erbringen.

Björn lag in dieser Nacht noch lange wach. Zahllose verworrene Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er fiel schließlich in einen unruhigen Schlaf.

Hellmark hoffte, daß Al Nafuur, sein geheimnisvoller Geistführer, sich vielleicht doch noch einmal bemerkbar machen würde.

Doch dies trat nicht ein.

*

Unmittelbar nach dem Frühstück am nächsten Morgen, das sie zu dritt einnahmen, telefonierte Björn zunächst nach Genf, um ein paar Worte mit Carminia Brado zu wechseln.

Gestern abend hatte er nicht mehr die Zeit gefunden, anzurufen. Und nachher war es bereits zu spät gewesen.

Björn wechselte ein paar liebe Worte und versprach, heute abend noch einmal anzurufen.

Danach brachen sie auf.

Noch vor dem Frühstück – Björn war der erste gewesen, der nach unten gekommen war – hatte er sich mit einem namhaften Londoner Psychologen in Verbindung gesetzt, der gerade mit Patienten, die unter Gedächtnisschwund litten, große Erfolge nachweisen konnte.

Björn hatte seine ganzes diplomatisches Können aufbieten und einen hohen Preis bieten müssen, um Dr. Shaker, so hieß der Psychologe, dahin beeinflussen zu können, seine Termine für diesen Vormittag zu verschieben.

Björn hatte einen Termin für neun Uhr bekommen. Den mußte er einhalten.

Pünktlich trafen sie in der Praxis ein. Dr. Jeremy Shaker wohnte dem Hyde-Park gegenüber, unmittelbar am Speaker’s Corner.

Shakers Praxis lag im ersten Stockwerk. Unten am Haus rauschte der Verkehr vorbei.

Aber in der Wohnung, in der es überall Doppelfenster gab, war nichts davon zu spüren.

Shaker war noch sehr jung. Er wirkte blaß und war schmal. Seine Augäpfel hatten einen gelblichen Schimmer, was auf ein Magen- oder Leberleiden schließen ließ.

Shaker trug eine von einem dünnen Goldrand umgebene Brille. Er wirkte sehr ruhig, sehr überlegen und freundlich. Wenn man aber seinem Blick begegnete, dann hatte man das Gefühl, als durchschaue er einen bis ins tiefste Innere der Seele.

Dr. Shaker bat die beiden Begleiter Laughtons, draußen zu warten. Er verschwand mit Laughton in einem Therapieraum.

In der Praxis, der sich die Wohnung anschloß, war es sehr still. Shaker schien alles allein zu machen.

Nach fünf Minuten kam er aus dem Therapieraum zurück. Ohne Edgar Laughton.

»Mister Laughton befindet sich in Hypnose. Er schläft. Er ist sehr ruhig. Wir können uns jetzt Zeit nehmen, alles Anstehende zu besprechen. In erster Linie sind da noch einige ungeklärte Fragen, meine Herrn. Mit Ihnen, Mister Hellmark, habe ich bereits heute morgen ausführlich gesprochen. Sie haben mich neugierig gemacht. Es ist in der Tat so, daß die angeblich dreißigjährige Abwesenheit dieses Mannes aus London, von der er angeblich nichts weiß, mich ein wenig irritiert hat. Hier kann man nicht mehr von einem normalen Gedächtnisschwund sprechen. Es hätte in der Vergangenheit doch längst auffallen müssen, daß der Mann eine größere Gedächtnislücke aufweist. Damit wartet man doch nicht dreißig Jahre.«

Hellmark erwiderte: »Sie dürfen eines nicht vergessen, Doc: wo Mister Laughton in diesen dreißig Jahren auch immer gewesen sein mag, derjenige, bei dem er sich aufgehalten hat, wird kein besonderes Interesse daran gehabt haben, eine Therapie einzuleiten.«

»Ich verstehe das alles nicht! Ich muß Sie bitten, mir soviel Daten wie möglich zu nennen, damit das Problem für mich überschaubar wird.«

Aber damit hatte Shaker Pech. Richard Patrick, der Verleger, wußte am meisten. Mit ihm hatte Laughton die Geschichte seines seltsamen Lebens durchgesprochen. Aber Patrick konnte auch nur das mitteilen, woran Laughton sich hatte erinnern können.

Die Daten, mit denen Dr. Shaker operieren konnte, waren dünn. Daran änderte niemand etwas.

Patrick und Hellmark durften bei der Sitzung dabeisein. Zumindest Hellmark hatte auch darauf bestanden. Er wollte, wenn es die Situation zuließ, Fragen an Laughton richten.

Dr. Shaker führte die Tiefenhypnose ein. Immer und immer wieder stellte er dabei die gleichen Fragen. Die letzten beiden Jahre ließen

sich lückenlos verfolgen.

Das war eigenartig.

Warum hörte die Erinnerungslücke mit seinem plötzlichen Auftauchen in London wieder auf? Welches Ereignis hatte diesen Schock bewirkt?

Shaker versuchte es zu ergründen, mit vielen Fragen.

Laughton hatte darauf nur eine einzige Antwort, egal wie der Psychologe auch fragte: »Auf einmal hatte ich den Wunsch, zu meiner Schwester zu gehen. Dort hatte ich gelebt. Und mein Zimmer war noch so, wie ich es verlassen hatte.«

»Aber in der Zwischenzeit waren dreißig Jahre vergangen, Mister Laughton. Ist Ihnen das klar?«

»Nein«, lautete die kurze, kategorische Erwiderung.

»Als Sie in Ihr Zimmer kamen, ist Ihnen da etwas aufgefallen? Wie hat Ihre Schwester reagiert?«

»Sie war verwundert. Sie sagte, daß ich dreißig Jahre nicht mehr im Haus gewesen sei. Sie sah sehr alt aus.«

»Auch Sie hatten sich doch verändert?«

»Nein.«

»Aber sie merkten doch selbst, daß Sie nicht mehr so aussahen wie an jenem Tag, als Sie die Wohnung verließen.«

»Ich merkte es erst später. Ich wußte mit einem Male, daß wirklich dreißig Jahre vergangen waren. Aber ich konnte es nicht fassen. Die Menschen, mit denen ich früher zusammengewesen war, hielten sich mir gegenüber sehr vorsichtig. Sie glaubten, daß ich geistesgestört sei.« Laughton sprach leise. Seine Lippen bewegten sich kaum. Er lag in einem tiefenhypnotischen Schlaf.

»Wo waren Sie gewesen, Mister Laughton. Können Sie mich verstehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich werde jetzt mit Ihnen den gleichen Ort aufsuchen, wo Sie sich befunden haben. Können Sie mich verstehen?«

»Ja, ich verstehe Sie.«

»Sie müssen mich führen, Laughton. Was sehen Sie?«

Wieder das gequälte Aussehen.

Laughtons Miene veränderte sich. Seine Stirn war in Falten gelegt. Er bewegte die Lippen. »Nichts. Dunkel… Leere… ich bin in London.«

Die Männer blickten sich an.

Das Zimmer, in dem die Therapie durchgeführt wurde, war in angenehmes Licht getaucht. Der Raum erinnerte nicht im geringsten an das Behandlungszimmer eines Arztes.

Laughton lag auf einer breiten, bequemen Couch. An den Wänden gab es Bilder und großzügig eingerichtete Regale, aus denen die Bücherflut fast herausquoll. Ein schwerer, handgewebter Afghan

bedeckte den Boden, und rundum waren Kleinmöbel verteilt, die Geschmack und Sinn für Harmonie bewiesen.

In Laughtons Bewußtsein war die Leere. Mit keinem Wort war er dazu zu bringen, die Umgebung zu beschreiben, in der er sich aufgehalten hatte und die er doch gesehen haben mußte.

In seinem Unterbewußtsein war nichts davon hängengeblieben. Jeder Versuch war ein Vorstoß ins Leere.

Tiefer führte Shaker Laughton in die Vergangenheit zurück.

Schritt für Schritt.

Und es blieb so.

Da griff er zu einer List.

Er fing an, den Fall von unten her aufzurollen. Er bemühte sich, jenen Tag in die Erinnerung Laughtons zurückzuführen, an dem er das letzte Mal in London gewesen sein mußte.

Was war vor dreißig Jahren in den Stunden, Minuten und Sekunden vor seinem Verschwinden geschehen?

Laughtons Gesicht entspannte sich.

»Ich bin auf dem Trafalgar Square. Es ist ein wunderbarer Tag. Ich habe gemalt… den Platz und dahinter die National Gallery. Frühling. Niemand kaufte mir etwas ab. Ich habe Hunger. Ich müßte dringend etwas verkaufen.« Laughton sprach ruhig und langsam.

»Was tun Sie jetzt, Mister Laughton?« fragte Shaker.

»Ich packe meinen Farbkasten zusammen.«

»Wie spät ist es?«

»Ich weiß es nicht!«

»Werfen Sie einen Blick auf Ihre Uhr.«

Laughton drehte ein wenig den Kopf. Er blickte nicht auf seine Armbanduhr, sondern in die entgegengesetzte Richtung des Zimmers, ohne jedoch die Augen zu öffnen. »Es ist gleich vier Uhr.«

Irgendwo in der Nähe des Trafalgar Square mußte es eine Normaluhr geben. Aus der Blickrichtung Laughtons ließ sich sicherlich abschätzen, wohin er geblickt hatte, wenn man wußte, wo diese Uhr stand. Björn nahm sich vor, darauf zu achten, wenn er den Trafalgar Square unter die Lupe nahm.

Hellmark und Patrick waren gespannt.

Es kündigten sich Fortschritte an. Dank Shakers Geschick war in Laughtons Bewußtsein ein Punkt erreicht, der sehr nahe an dem alles auslöschenden Ereignis liegen mußte.

»Was machen Sie jetzt, Mister Laughton?«

»Ich gehe weg vom Square. Ich habe mich entschlossen, meine Bilder ein paar Geschäftsleuten anzubieten.«

Es ging in chronologischer Reihenfolge weiter. Jede einzelne Person, die er an diesem Nachmittag angesprochen hatte, ist in seinem Unterbewußtsein haften geblieben. Er kann sich an die Menschen

erinnern, kann die Geschäfte beschreiben, die er betreten hat.

Ein Souvenirladen, der Flirt mit der jungen Verkäuferin. Sie bittet ihn, später noch einmal vorbeizukommen. Der Chef, der über den Ankauf eines Bildes entscheiden muß, ist nicht anwesend.

Laughton geht weiter. Er befindet sich jetzt in der Whit Comb Street, geht weiter zur Wardour Street. Dann überquert er die Shaftesbury Avenue.

Die kleinen Straßen im Herzen Sohos liegen vor ihm.

Er spricht mit Gemüsehändlern, mit einem Metzger. Keiner hat Geld für die Kunst, obwohl er seine Bilder zu einem Spottpreis anbietet.

Er gibt alles preis. Er erzählt alles. Ein Rädchen greift ins andere. Jener offenbar entscheidende Tag wird für die atemlos lauschenden Zeugen zur Gegenwart.

Laughton verließ gerade enttäuscht ein Restaurant, in dem er ein Bild abzusetzen gehofft hatte. Er war kilometerweit gelaufen. Er ist müde.

Er hat keine Lust mehr.

Da wird er angesprochen. Von einer jungen Frau.

Sie ist daran interessiert, seine Bilder zu sehen. Sie hat ihn beobachtet, wie er erfolglos aus dem Restaurant gekommen ist.

»Sie bietet mir an, mit ihr nach Hause zu kommen. Sie will mir einen Tee machen«, sagte Laughton. Und seine Augenlider zuckten. »Auch etwas zu essen will sie mir hinstellen. Sie ist sehr nett.« Fast schien es, als mache es ihm Spaß, von dieser Episode zu erzählen.

Ein sehr glücklicher Tag in seinem Leben war angebrochen. Alles wies darauf hin, daß er sich mit der Fremden sehr gut verstand.

Er beschrieb sie, als Dr. Shaker eine dem entsprechende Frage an ihn richtete.

»Sie sagt mir, daß sie zweiundzwanzig ist, ein Jahr jünger als ich. Sie ist ausgesprochen hübsch. Sie trägt das Haar schulterlang. Es ist pechschwarz. Wenn ich sie so sehe, möchte ich sie malen.« Laughton geriet ins Schwärmen. Es war erstaunlich, was der Psychologe aus der Erinnerung des Malers herausholte.

Shaker fertigte auf einem Blatt Papier eine Skizze des Weges an, den Laughton bekanntgab. Schließlich erreichte er, der junge Maler und seine Begleiterin, die Bourchier Street.

»Dort gibt es viele alte Häuser. Sie wohnt unter dem Dach«, fuhr Laughton fort. »Die Wohnung ist einfach, sehr bescheiden eingerichtet. Das Mädchen hat nicht viel Geld, das sieht man auf den ersten Blick. Aber sie ist ernsthaft an einem meiner Bilder interessiert. Gemeinsam sprechen wir über die Arbeiten, die ich dabei habe. Sie gefallen ihr alle. Wir gehen in das angrenzende Zimmer. Dort will sie ausprobieren, wie sich der Wandschmuck macht. Es ist ihr

Schlafzimmer.«

Dann Stille. Edgar Laughton schwieg.

»Was geschieht im Schlafzimmer, Mister Laughton?« Jeremy Shaker stellte seine Frage präzise und knapp.

Björn Hellmark lächelte still vor sich hin. Eine Bemerkung lag ihm auf der Zunge. Was konnte schon in einem Schlafzimmer geschehen, in dem zwei junge Menschen zusammentrafen, die sich auf den ersten Blick offensichtlich sympathisch gewesen waren? Die Frage beantwortete sich von selbst.

Der Ausdruck auf Laughtons Gesicht veränderte sich. Sein Unterbewußtsein nahm die klar formulierte Frage des Psychologen auf.

»Ich weiß nicht«, antwortete der Hypnotisierte nur.

Alle weiteren Fragen gingen ins Leere.

Mit der Begegnung zwischen ihm und der Unbekannten war etwas geschehen, was die Gedächtnisstörung ausgelöst hatte. Dies war offensichtlich.

Je mehr Shaker fragte, desto unruhiger wurde Laughton. Ein Zucken lief über sein Gesicht, seine Augenlider zitterten, und Schweiß perlte auf seiner Stirn. Immer wieder waren Ansätze zu erkennen, daß er offensichtlich etwas mitteilen wollte, aber es nicht vermochte.

Laughton sah etwas. Sein Gesicht war verzerrt, er bewegte die Lippen. Es bereitete ihm ungeheuere Mühe, das in Worten zu formen, was sich offenbar in seinem Geist regte.

»Da… Tempel…«, sagte er, wie ein kleines Kind, das die ersten Worte sprechen konnte.

»Er hat den Faden verloren«, murmelte Shaker. »Doch wir sind auf der richtigen Spur. Ich hätte nicht geglaubt, daß wir in einer einzigen Sitzung soweit kommen würden.«

»Versuchen Sie’s weiter, Doc«, drängte Hellmark.

»Das ist einfacher gesagt als getan«, erwiderte der Psychologe.

»Ich weiß. Doch es geht unter Umständen um Mister Laughtons Leben. Je schneller wir etwas über sein zurückliegendes Leben erfahren, desto besser. Das gibt uns vielleicht die Waffe in die Hand, sein Leben zu retten.« Hellmarks Stimme klang besorgt.

Laughton bekam von diesem kurzen Zwiegespräch nichts mit. Alle Worte, die nicht direkt an ihn gerichtet waren, erfaßte er nicht.

Noch immer verhielt er sich äußerst unruhig. Shaker prüfte den Puls des Patienten. Der Psychologe machte ein besorgtes Gesicht. »Lange hält er das nicht mehr aus. Er ist aufs Äußerste erregt. Der Puls steigt weiter an. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Wenn ich nur wüßte, was er sieht. Wenn ich nicht die richtige Frage stelle, wird er nicht antworten können.« Shaker stand vor einer Mauer, die er nicht durchbrechen konnte.

»Sagen Sie mir, was Sie sehen!« befahl er.
»Nein«, lautete die Antwort Laughtons.
»Aber Sie sehen doch etwas?!«
»Ja.«
Weitere Schweißausbrüche. Laughtons Glieder zuckten, als würden elektrische Stromstöße durch seinen Körper gejagt.
»Was sehen Sie? Was sehen Sie? Sprechen Sie, Laughton, es geht um ihr Leben!« Shakers Stimme klang laut und hart, riß Laughton immer wieder empor aus dem Zustand des Vergessens.
»Ich… möchte… schlafen…«, erhielt Shaker zur Antwort.
»Sie dürfen nicht schlafen. Sie müssen hellwach sein!« drängte Shaker.
»Die Bilder – erzählen Sie uns von den Bildern, die Sie sehen. Nicht einschlafen, nein, nicht schlafen. Es wird ein Schlaf sein, aus dem Sie nicht mehr wach werden.«
»Der Tempel…«, wieder die gleiche Bemerkung. »Er ist groß… rund… endlos weit… ich gehöre dazu. Ich kann nicht… darüber sprechen… ich darf es nicht…«
Dr. Jeremy Shakers Unruhe nahm nun auch zu.
»Puls einhundertdreißig«, flüsterte er. »Ich muß das Experiment abbrechen, meine Herren. Zwar hat seine Sensibilität in diesem Augenblick einen Höhepunkt erreicht, der hoffen läßt, daß wir weiterkommen könnten, aber ich kann es nicht länger verantworten, Laughton in diesem Zustand zu belassen.«
»Einen Moment, Doc«, warf Hellmark da ein. Er erhob sich blitzschnell. »Ist noch Zeit, eine einzige Frage zu stellen?« Ihm war plötzlich eine Idee gekommen.
»Ja, aber schnell bitte.«
Björn beugte sich über Edgar Laughton.
»Sie sind in einem Tempel, Laughton, nicht wahr?« fragte er.
»Ja«, bestätigte ihm der im hypnotischen Tiefschlaf Liegende.
»Sie sehen – die Schreckensgöttin?« Hellmark beobachtete die Wirkung seiner Worte auf Laughton.
Der zuckte zusammen wie unter einem Peitschenschlag. Sein Körper spannte sich. Die Frage wirkte auf ihn wie auf einen Drogensüchtigen eine neue Spritze.
Klar und strahlend hell schien er das Bild vor seinem geistigen Auge wahrzunehmen.
»Die Schreckensgöttin!« rief er gehetzt. »Ja, da sitzt sie. Vor mir. Auf einem Thron aus versteinerten Menschenleibern. Sie ist atemberaubend schön. Sie trägt das Haar hüftlang, eine schwarze Flut in weichfließenden Wellen schmiegt sich an ihren fast nackten Körper. Ihr Busen ist bedeckt von zwei Schalen, auf denen gräßliche Totenköpfe abgebildet sind… nein«, verbesserte er sich ganz schnell,

»nicht abgebildet… die Busenschalen sind Totenköpfe«, seine Stimme wurde leiser schwächer. »Auch der Lendenschurz… ein Totenkopf… nichts weiter sonst trägt sie auf der Haut. Ihre Haut hat einen anderen Schimmer als die irdischer Frauen – ein zartes Violett – die Schatten in einem gedämpften Orange.« Er redete in der Sprache des Malers, als wolle er ein Bild daraus machen. »Schräg hinter ihr steht ein skelettiertes Pferd, darauf ein skelettierter Reiter in voller Montur. Er hält Wache, er hält sein Schwert zum Schlag bereit. Zu Füßen der göttlich Schönen tummeln sich höllische, dämonische Geschöpfe, eine teuflisch aussehende Katze – eine Vampirkatze mit dolchartigen Zähnen, abgemagerte Hunde mit langen, zottigen Fellen und menschlichen Totenschädeln als Köpfe – ein dämonisches, vogelartiges Wesen mit Teufelsohren und einem Geiergesicht löst sich aus dem schummrigen Hintergrund, es ist giftgrün mit schuppiger Haut, das Ungetüm hat nur ein großes, glühendes Raubtierauge, anstelle des zweiten Auges ein dunkles Loch. Die Göttin lächelt mir zu, ein Lächeln das alles verspricht. Hier werde ich bleiben, hier bin ich zu Hause. Dies ist meine Welt… ich…«

Seine letzten Worte wurden immer schwächer. Der Schweiß lief in Bächen über sein Gesicht.

»Aus!« Shaker erkannte die Gefahr. Der Puls Laughtons raste, und die Haut des Patienten wurde mit einem Male eiskalt. Laughtons Körper bäumte sich auf. »Sie sind sehr müde. Sie sehen nichts mehr«, sprudelte es über die Lippen des Psychologen. »Sie sind ganz ruhig. Sie haben den Wunsch zu schlafen.«

Laughtons Körper sackte in sich zusammen.

Aber der hohe Pulsschlag blieb, der Schweißausbruch blieb. Nichts veränderte sich.

Es war zu erkennen, wie Laughtons Augen sich hinter den geschlossenen Lidern bewegten, als würde er schnell vorbeiziehende Bilder und Szenen beobachten.

Die Erregung fiel nicht von ihm ab. Shakers Künste versagten.

Laughtons Körper wurde wie von einem heftigen Sturm durchgeschüttelt.

Er bäumte sich auf. Er warf die Arme in die Höhe und drohte von der breiten Couch herabzufallen.

Zu dritt mußten sie ihn festhalten.

Niemand erkannte, was für einen Kampf Laughton durchzustehen hatte. Shaker sah beängstigend bleich aus.

Dann war es zu Ende.

Der Widerstand des Hypnotisierten erlahmte.

Er war wieder ansprechbar.

Shaker führte ihn in eine Ruheperiode, und Laughtons Pulsschlag fiel. Tief und ruhig atmete er durch. Er reagierte wieder auf den

kleinsten Hinweis.

Laughton brauchte Ruhe. Was immer ihn auch vor wenigen Sekunden noch in seinen Klauen gehalten hatte, es mußte furchtbar gewesen sein. Shaker hatte schon das Schlimmste befürchtet.

Laughton schlief.

Die drei Männer zogen sich in das angrenzende Zimmer zurück. Der Psychologe ließ jedoch die Tür zum Therapieraum offenstehen, um den Patienten ständig im Blick zu haben.

*

Shaker war sich nicht ganz im klaren darüber, wie stark das einzustufen war, was Laughton da von sich gegeben hatte. Je mehr er darüber nachdachte und mit Patrick und Hellmark diskutierte, desto mehr war er bereit, Laughton als eine stark schizophrene Persönlichkeit anzusehen.

Aber Björn Hellmark sah die Dinge in einem anderen Licht. »Als ich das Wort Schreckensgöttin erwähnte, reagierte er sofort. Da war mit einem Male alles wieder da.«

»Wie kamen Sie ausgerechnet auf dieses Wort?« wollte Jeremy Shaker wissen.

Hellmark erklärte ihm, wie das zustande gekommen war.

Shaker dachte darüber nach. »Trotzdem«, murmelte er schließlich, »er lebt in einer Traumwelt. Das Innere des Tempels… dieser Tempel ist sein Hirn. Er steht unter furchtbaren höllischen Ängsten. Das Vergessen, das über ihn gekommen ist, mag vielleicht sein einziger Schutz sein, den er hat. Er muß diese schrecklichen Bilder irgendwie loswerden.«

Hellmark biß sich auf die Lippen. »Aber er könnte auch eine Welt geschildert haben, die er wirklich gesehen hat«, brachte er tonlos hervor. Man sah ihm an, wie sehr er sich mit den gestellten Problemen beschäftigte.

»Aber das sind Phantastereien, Mister Hellmark!« entfuhr es Shaker. »Wo anders soll es eine solche Welt geben als in dem kranken Geist von Mister Laughton?«

»Die detaillierte Beschreibung gibt mir zu denken, Doc.«

»Haben Sie eine Ahnung, was für Bilder in den Hirnen mancher Menschen vorkommen? Würde man alles offenlegen können, es wäre entsetzlich«, konterte Shaker.

»Er weiß, wo die Höllenhunde zu Hause sind. Im Tempel der Schreckensgöttin. Haben Sie die Zeitungen gestern gelesen?« fügte Björn seiner Frage an.

Shaker winkte ab. »Die Story von dem Hund? Ich weiß. Massenpsychose!«

»Der Hund war Wirklichkeit, Doc. Ich habe ihn letzte Nacht gesehen. Er war Laughton auf den Fersen. Ich habe den Hund ablenken können. Ich habe ihn getötet.«

Shaker riß die Augen auf. »Na, wunderbar! Dann zeigen Sie mir dieses Urviech.«

Hellmark zuckte die Achseln. »Das ist leider nicht möglich.«

»Und weshalb nicht?«

»Der Hund hat sich nach seinem Tod aufgelöst.«

Shaker schluckte. Er sah Björn Hellmark an, als sei es dringend an der Zeit, daß auch er sich so schnell wie möglich in die Behandlung begäbe. »Er hat sich aufgelöst, so. Einfach in Luft, wie?«

»Ja«, kam Schützenhilfe von der Seite des amerikanischen Verlegers, der sich die ganze Zeit sehr schweigsam verhalten hatte. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.«

*

Hellmark war es, der einsah, daß es keinen Sinn hatte, mit Shaker weiter diese Dinge zu erörtern. Shaker war zu anderen Schlüssen gekommen. Für ihn mußte alles andere phantastisch und unlogisch sein. Das konnte man ihm nicht verübeln.

»Ich muß Laughton noch einmal etwas fragen«, meinte Björn unvermittelt.

»Das kann ich nicht verantworten. Ich riskiere es nicht ein zweitesmal, ihn in jene Schreckenswelt zu versetzen.« Der Psychologe schüttelte den Kopf. »Wenn ich noch einmal jene Situation provoziere, kann es den Tod Laughtons bedeuten. Er steht vor dem Eingang zur Hölle. Ich möchte nicht, daß er ihn passiert.«

»Auch ich möchte das nicht Laughton soll nicht gefährdet werden, Doc.« Björn Hellmarks Stimme klang fest und sicher. Er wußte offenbar genau, wovon er sprach. »Es wäre jedoch kein Risiko, Laughtons Gedächtnis noch einmal an jene Stelle zurückzuführen, wo er die Wohnung seiner hübschen Begleiterin betritt. Vielleicht könnte man die Hausnummer erfahren, den Namen der Dame.«

»Das müßte zu machen sein. Und was versprechen Sie sich davon, Mister Hellmark?«

»Ich suche den Eingang zur Hölle, Doc«, entgegnete der Deutsche ernst. »Ich kriege das Gefühl nicht los, daß sich dieser Eingang im Schlafzimmer der bis jetzt noch unbekannten jungen Frau befindet.«

Shaker sah Hellmark an, als hätte der endgültig den Verstand verloren.

Björn ahnte, was der Psychologe dachte. Aber er machte sich nichts daraus.

*

Shaker ließ Laughton eine halbe Stunde lang ruhen.

Dann führte er die Sitzung weiter.

Der Maler schien sich erholt zu haben. Sein Gefühlsausbruch wiederholte sich nicht.

Der Psychologe konnte das nun folgende Zwiegespräch in einer ruhigen und entspannten Atmosphäre fortsetzen und noch einmal jenen Punkt in die Erinnerung Laughtons zurückholen, wo er mit dem fremden Mädchen in dessen Wohnung gegangen war.

Noch stand er davor, sah vor seinem geistigen Auge die Bilder, die sein Unterbewußtsein freigab und von denen er glaubte, daß dies jetzt die Gegenwart sei, in der sich alles abspielte. Zu diesem Zeitpunkt wußte er noch nichts von der Furcht, er war gelöst und frei.

Laughton beschrieb das Haus, gab die blatternarbige Fassade an, die er zu Gesicht bekam, erwähnte die verwitterte Tür, durch die sie gingen, um schließlich über einen muffigen Hausflur und eine knarrende Treppe in die Dachwohnung zu gelangen, in der die junge Frau wohnte.

Sie hieß Betty Roughly und wohnte im Haus Nr. 156 in der Bourchier Street.

Nach diesem Gespräch weckte Dr. Shaker Edgar Laughton auf.

Der Maler war sofort bei vollem Bewußtsein. Aufmerksam blickte er sich in der Runde um.

»Nun?« wollte er wissen. »Wie sieht es aus? Was hat der Seelendoktor meinem finsteren Geist entrissen?«

»Leider nicht viel«, machte Hellmark sich zum Sprecher.

Laughton winkte ab, während er sich von dem Sofa erhob. »Hab ich mir gleich gedacht, Mister Hellmark. Das Geld hätten Sie sich sparen können. Dreißig Jahre sind weg, futsch.«

»So einfach ist es nicht«, erwiderte Björn. »Sie haben Angst. Sie sind ständig auf der Flucht und wissen nicht warum. Fleets Schicksal hat Sie gewarnt. Doch darüber wollen wir jetzt nicht sprechen. Es hat sich ein sehr interessanter Aspekt ergeben. Sie haben uns einen Namen genannt.«

»Was für einen Namen?«

»Betty Roughly.«

Edgar Laughton zuckte die Achseln. »Nie gehört.«

Björn sagte: »Ich werde versuchen die Dame zu finden und Sie Ihnen wieder vorzustellen. Allerdings dürfte sie auch nicht mehr so ganz taufrisch sein. Sie war damals zweiundzwanzig – und das ist immerhin dreißig Jahre her.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Mister Hellmark.« Laughtons hilflose Blicke gingen von einem zum anderen.

»Ich möchte der Sache erst auf den Grund gehen, Mister Laughton. Wenn es so ist, wie ich vermute, wird es eine Überraschung geben, welche die Welt auf den Kopf stellt.«

*

Hellmark sprach sich mit Richard Patrick ab. Dem Verleger war es nur recht, auch weiterhin mit Laughton zusammen zu sein. Er erhoffte sich weitere Hinweise auf das ungewöhnliche Leben des Malers. Und auch auf Hellmarks Recherchen war er gespannt.

Der Aufenthalt hier in London begann vielversprechend. Wenn das so weiterging, dann sammelte er Stoff, mit dem er die nächsten zehn Ausgaben von »Amazing Tales« bequem füllen konnte. Allein die Begegnung mit dem ungewöhnlichen Björn Hellmark versprach eine Sensation für »Amazing Tales« zu werden.

Hellmarks Leben war ein einziges Rätsel. Im Gespräch mit dem Verleger hatte der Deutsche einiges angedeutet ohne zuviel zu sagen. Patrick hatte daraus den Eindruck gewonnen, daß Hellmark im Prinzip nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn das eine oder andere über ihn und seine Aufgabe in der Öffentlichkeit bekannt würde. Er war ein Sucher. Er war auf sich allein gestellt. Hellmark hoffte, Freunde zu finden. Er rechnete damit, daß es unter den Lesern viele Einzelgänger gab, die mehr wußten und ahnten, daß ihre Art zu leben und zu fühlen sich von der Masse unterschied. Hier konnten Kontakte geschaffen werden, die unter Umständen unbezahlbar für sein weiteres Wirken sein konnten.

Doch dies alles war noch Zukunftsmusik.

Hellmark alias Macabros befand sich am Anfang eines langen und unübersichtlichen Weges, auf dem unzählige Gefahren lauerten.

Während Patrick mit Laughton übereinkam, nach dem Lunch eine neue Wohnung für Laughton ausfindig zu machen, sollte Hellmark sich auf die Suche nach dem Haus Nr. 156 in der Bourchier Street machen und dort nachsehen, ob sich noch jemand an Betty Roughly erinnerte.

Mit dem Taxi fuhr Björn durch die Whit Comb Street. Er fuhr genau den Weg ab, den Edgar Laughton vor dreißig Jahren mit seinen Bildern gegangen war, und er mußte auch daran denken, daß in dieser Straße gestern der Hund gesehen worden war, der James Fleet angefallen hatte.

Zufall? Oder paßte ein Rädchen in das andere?

Er ließ sich in der Bourchier Street vor dem Haus Nr. 156 absetzen und zahlte. Als der Wagen davongefahren war, ging Hellmark vor dem Haus auf und ab. Er fand alles so vor, wie Laughton es im Tiefschlaf beschrieben hatte. Der Verputz war noch genauso blatternarbig wie

vor drei Jahrzehnten, und das ganze Haus machte einen recht heruntergekommenen Eindruck. Der kleine Friseurladen, den es vor dreißig Jahren im Parterre gegeben und den Laughton ebenfalls erwähnt hatte, war allerdings nicht mehr da. Doch dafür gab es die stark verwitterte Tür noch. Die Fensterläden waren klapprig und morsch und konnten eine neue Farbe vertragen.

Björn inspizierte die Aufschriften an den Briefkästen und den Klingelknöpfen.

Der Herzschlag des Deutschen stockte, als er den Namen entdeckte, von dem er nicht geglaubt hatte, ihn überhaupt zu finden.

In der Wohnung unter dem Dach lebte in der Tat eine Betty Roughly.

*

Hellmark konnte es kaum erwarten, bis er die ächzenden und knirschenden Holztreppen hinter sich hatte und endlich vor der Wohnungstür stand. Auch hier ein altes, abgegriffenes Messingschild: Betty Roughly stand darauf.

Eine altmodische Klingel war an der Tür unter dem Messingschild befestigt. Es war keine elektrische Klingel.

Er drehte den Griff zweimal ruckartig um, und die Klingel gab ein Geräusch von sich wie eine Fahrradklingel.

Er brauchte nicht lange zu warten.

Drinnen erschollen Schritte, die sich der Tür näherten.

Hellmark mußte daran denken, daß Betty Roughly eine ausgesprochen hübsche Person nach Laughtons Beschreibung gewesen war. Warum hatte sie nie geheiratet? Wieso versauerte ein so hübsches Mädchen in dieser abgelegenen Gegend, in einem derart alten und häßlichen Haus?

Aber er mußte sich von dem Gedanken frei machen, einem jungen Mädchen zu begegnen. Laughton hatte nicht von der Gegenwart gesprochen, sondern von einer Begegnung, die vor dreißig Jahren stattgefunden hatte. Daran mußte er immer denken.

Die Tür wurde geöffnet.

Eine Frau mittleren Alters stand vor ihm. Sie trug eine graugemusterte Kittelschürze über Rock und Bluse.

Die Wohnungsinhaberin machte einen gepflegten Eindruck. Ihre Figur war jugendlich. Das Haar war kurzgeschnitten und betonte ein gutgeschnittenes, sympathisches Gesicht.

»Ja, bitte?« fragte die Frau. Sie musterte den Fremden.

»Sie sind Mrs. Roughly?«

Sie lächelte. »Ja, die bin ich. Was kann ich für Sie tun?«

Es war schwer, einen richtigen Anfang zu finden. Hellmark ließ

sich von der momentanen Stimmung leiten. Ungezwungen sprach er von Edgar Laughton und davon, daß sie, Mrs. Roughly, unter Umständen etwas zur Klärung des Schicksals von Laughton beitragen könnte. Er sei Mitarbeiter eines Londoner Psychologen, und es ginge darum, bei Laughton einen Heilungsprozeß einzuleiten.

Mrs. Roughly verstand offenbar gar nichts.

Mißtrauisch musterte sie den Besucher, aber aus ihrem anfänglichen Mißtrauen wurde Interesse. Hellmark beobachtete die Reaktionen von Mrs. Roughly genau. Er mußte von dem Gedanken ausgehen, daß hier in dieser Wohnung etwas vorgefallen war, was seinerzeit Laughtons Leben zerstörte.

Betty Roughly konnte sich an keinen Edgar Laughton erinnern. Aber sie bat Hellmark, hereinzukommen. Vielleicht könne man in einem ausführlichen Gespräch die Sache klären.

Wieso er ausgerechnet auf sie, Betty Roughly gekommen sei?

Er erklärte es ihr, ohne die ganze Wahrheit zu sagen.

Betty Roughly legte in der Diele ihre Kittelschürze ab und strich ihren Rock glatt.

»Bitte, kommen Sie!« Die Engländerin führte ihn in das düstere Wohnzimmer. Das nächste Haus stand nur ein paar Meter weiter entfernt und zwischen den beiden Gebäuden gab es einen lichtlosen Hinterhof, in den sommers wie winters kein Sonnenstrahl fiel.

Hellmark setzte sich in den angebotenen Sessel.

Die Umgebung strahlte einen bescheidenen Wohlstand aus. Die Möbel waren alt, aber sie waren nicht billig gewesen. Auf dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers waren abgegriffene selbstgefertigte Spielkarten ausgelegt.

»Edgar Laughton muß irgendwann einmal bei Ihnen gewesen sein, muß versucht haben, Ihnen ein Bild zu verkaufen. Das liegt bestimmt dreißig Jahre zurück.«

Betty Roughly schob die ausgelegten Karten zusammen, ohne auf Björns Ausführungen einzugehen. »Ich habe Mrs. Brown erwartet. Ich lege den Leuten manchmal die Karten.«

»Ah. Sie verstehen etwas davon?«

»Wie man’s nimmt. Meine Voraussagen treffen vielleicht zufällig aber ziemlich oft ein.«

Betty Roughly legte die Karten in eine handgeschnitzte Holzschachtel auf der Vitrine neben der nur angelehnten Tür zum Schlafzimmer. Die Wohnung wies genau den Grundriß auf, den Laughton in der Hypnose geschildert hatte.

Sogar das Haus gegenüber hatte Laughton angegeben. Er war schon einmal hier gewesen in seinem Leben, daran gab es für Björn nicht den geringsten Zweifel. Zuviel Details fand er bestätigt, als daß der alternde Maler sich dies einfach aus den Fingern hätte saugen

können.

»Edgar Laughton, sagten Sie?« Betty Roughly ging erst jetzt darauf ein. »Und er wollte mir ein Bild verkaufen?«

Während sie das sagte, stellte sie eine Flasche Sherry und zwei Gläser auf den runden Eßtisch. Hellmark ließ den Blick in die Runde schweifen. Es gab einige Bilder an den Wänden. Aber meistens Drucke und Fotografien. Tatsächlich befand sich nicht eine einzige Arbeit von Laughton darunter.

Aber da fiel ihm siedendheiß ein: Laughton hatte vom Schlafzimmer gesprochen. Dort hinein waren sie gegangen, um zu sehen, wie sich die Bilder an dem dafür vorgesehenen Platz machten.

Bestimmt würde sich Mrs. Roughly an den Bilderkauf erinnern, falls sie eines gekauft hatte. Auch das war durch Laughtons Worte nicht eindeutig hervorgegangen. Jetzt, wo er hier in der fremden Wohnung saß, merkte er erst, wieviel Löcher in den Hinweisen Laughtons zurückgeblieben waren. All diese Dinge hätten sie erfahren können, wenn sie genauer gefragt hätten.

»Aber nein, ich habe nie in meinem Leben ein Bild gekauft, Mister Hellmark«, sagte sie mit klarer Stimme. »Daran erinnert man sich doch – auch noch nach vielen Jahren, nicht wahr?«

»Ja, das ist anzunehmen. Schließlich ist ein Bilderkauf nichts Alltägliches.«

»Aber dreißig Jahre sind eine lange Zeit. Ich war damals noch ein junges Mädchen.« Sie lächelte. Sie sah auch heute noch reizend und charmant aus. Betty Roughly warf einen schnellen Blick zu der Fotografie hinüber, die auf der Vitrine zwischen den beiden farbenfrohen Vasen stand. Das Bild zeigte sie als junges Mädchen, etwa zwanzigjährig. Hellmark folgte ihrem Blick. Er fand in der Fotografie das ganze frische und sympathische Wesen wieder, das Edgar Laughton genauso beschrieben hatte.

»Lassen Sie mich nachdenken«, murmelte Betty Roughly. »Vielleicht ist da doch einmal etwas gewesen, ein Bildhändler, ein Hausierer.«

»Er kam mit in Ihre Wohnung«, half Björn nach.

»Hm«, sie dachte nach.

Da hörte Björn ein Geräusch. Leise und schabend. Es kam aus dem Schlafzimmer. Befand sich noch jemand in der Wohnung? Betty Roughly, der das Geräusch nicht entgangen sein konnte, reagierte nicht. Sie schüttete Sherry in die Gläser.

Im gleichen Augenblick schellte es.

»Das wird Mrs. Brown sein«, meinte die Gastgeberin Hellmarks und erhob sich. »Ich werde Ihr absagen und…«

»Aber doch nicht meinetwegen«, warf Hellmark sofort ein. »Ich möchte nicht, daß Sie sich irgendwelche Umstände machen…«

»Mrs. Brown kann auch zwei Stunden später kommen«, sagte Betty Roughly und war schon an der Wohnzimmertür. »Sie hat viel Zeit. Und viel Geld«, fügte sie flüsternd hinzu und lächelte charmant. Betty Roughly schloß die Wohnzimmertür, da man von der Korridortür her bis hier herein sehen konnte. Offenbar wollte Betty Roughly nicht, daß ihr Besucher gesehen wurde.

Björn Hellmark faßte blitzschnell einen Entschluß.

Er wußte, daß das, was er tat, nicht der feinen englischen Art entsprach. Aber seiner Meinung nach rechtfertigten besondere Umstände auch besondere Maßnahmen.

Er mußte einen Blick in das Schlafzimmer werfen.

Lautlos sprang er auf, mit einem einzigen Satz war er an der Verbindungstür, drückte sie so weit auf, daß er seinen Oberkörper durch den Spalt brachte und das Zimmer übersehen konnte. Gleichzeitig mußte er daran denken, daß in diesem Zimmer jemand sich versteckt halten konnte, der unter Umständen eine Gefahr für ihn bedeutete.

Er sah das breite Prachtbett mit dem Stoffhimmel. Im Zimmer war es dunkel. Trotz der Mittagsstunde hatte Betty Roughly die Fensterläden geschlossen, so daß kaum ein Lichtstrahl eindringen konnte.

Dem Bett genau gegenüber hing ein Rüschenvorhang.

Was befand sich dahinter?

Da geschah es.

Ein schwarzer Blitz zuckte auf Hellmark zu.

Er sprang ihm mitten ins Gesicht. Abwehrend hob Björn beide Hände hoch, um die kreischende Bestie in der ersten Reaktion zurückzuschleudern.

Da fiel ihn noch etwas an.

Etwas schnappte nach seiner Rechten. Und Björn Hellmark wurde gegen seinen Willen in das Schlafzimmer gerissen.

Er taumelte nach vorn, während die Katze, die sich an seinem Kopf festkrallte, ihm die dolchartigen Vampirzähne in den Nacken schlagen wollte.

Es war die gleiche Vampirkatze, die Edgar Laughton in dem Krankenzimmer zu James Fleet hatte verschwinden sehen.

Hellmark bot trotz der beißenden Schmerzen alle Kraft auf.

Es gelang ihm, die Katze wegzuschleudern. Sie flog durch die Luft. Miaute kläglich und fauchte wild wie ein Tiger. Dann krachte sie gegen das mit Läden verschlossene Fenster.

Scherben klirrten. Die Katze schrie. Glassplitter flogen durch die Luft, der Laden flog nach außen. Und die Vampirkatze fand keinen Halt mehr, sich schnell irgendwo festzukrallen. Glassplitter auf ihrem Kopf, auf dem Rücken, jagte sie wie ein Geschoß durch die Luft und

flog hinaus ins Freie, verschwand aus Hellmarks Blickfeld, der zwar nun vom schwach hereinflutenden Tageslicht getroffen wurde, aber dennoch kaum etwas sah.

Die Krallen der Vampirkatze hatten ihm das Gesicht und den Hinterkopf aufgerissen. Warm lief das Blut über sein Gesicht und verklebte ihm die Augen.

An der rechten Hand riß ihn ein zottiger Hund mit menschlichem Totenschädel weiter in das Zimmer herein. Instinktiv und halb blind wehrte Hellmark sich.

Es war alles in Sekundenschnelle passiert. Seit seinem ersten Blick in das geheimnisumwitterte Schlafzimmer waren noch keine dreißig Sekunden vergangen.

Und innerhalb einer weiteren halben Minute strebte das dramatische Geschehen seinem Höhepunkt zu.

Hellmark begriff, daß es um sein Leben ging, daß er in eine Falle gelaufen war.

Der Höllenhund riß ihm die Haut auf, sein scharfes Gebiß bohrte sich in seinen Unterarm.

Da gelang es Björn, seine Linke abzuschießen, und punktgenau auf den Schädel des unheimlichen Köters krachen zu lassen.

Der Hund ließ nicht los.

In seinen Augenhöhlen glühte ein wildes Feuer.

Hellmark bäumte sich nach hinten. Da flog ein weiterer, riesiger Körper auf ihn zu. Er löste sich unter dem Bett und krachte frontal gegen Hellmarks Brust.

Björn wurde durch die Wucht des Aufpralls nach hinten geworfen.

Der andere Hund ließ sofort los. Verschwommen nahm der attackierte Deutsche die Umrisse des zweiten Höllenhundes wahr.

Björn konnte den Fall nach hinten nicht mehr auffangen.

Er riß den linken Arm hoch, wischte sich damit das Blut von den Augen.

Er sah das Schlafzimmer, die beiden lauernden riesigen zottigen Köter mit den Totenschädeln, und er sah, daß die Tür zum Schlafzimmer weit offenstand.

Und er nahm noch etwas wahr.

An der Wand neben der Tür, vom schwachen Tageslicht getroffen, hing ein Bild. Es zeigte einen Ausschnitt des Trafalgar Square. Wie eine dicke Nadel ragte im Vordergrund die Nelson-Säule in einen blauen Frühlingshimmel.

Ein Bild Edgar Laughtons! Das Bild, das er vor dreißig Jahren gemalt hatte, ehe er mit Betty Roughly in deren Wohnung ging.

Betty Roughly stand jetzt auf der Türschwelle. Ihre Augen glühten rot und gefährlich wie die der Hunde.

Und dann ging alles unter in einem Inferno.

Björn fiel gegen die Vorhangwand. Er rechnete damit, einen festen Halt zu finden. Doch der Vorhang zerriß. Dahinter schimmerte matt ein riesiger Spiegel, den er durchbrach. Aber die Glasseite zersprang nicht. Er tauchte in die mattschimmernde Fläche ein wie in das unbewegte Wasser eines geheimnisvollen Sees.

Björn Hellmark verschwand, als hätte es ihn nie gegeben. Der Spiegel nahm ihn auf. Der Deutsche ging den gleichen Weg, den Edgar Laughton vor dreißig Jahren gegangen war.

Alles wurde schwarz um ihn. Die Höllenhunde tauchten unter, Betty Roughly verlöschte, seine Umgebung, die reale Welt, ging unter.

Hellmarks Sinnen erging es nicht besser.

Das große Vergessen kam über ihn.

*

Das Bild in der Kugel löste sich auf in bizarre Formen und Streifen.

Aus…

Rani Mahay, der sich in seinem Wohnwagen befand, saß da wie eine Statue. Er starrte in die kopfgroße Glaskugel. Räucherstäbchen brannten in geweihten Behältern und schwängerten die Luft mit einem betäubenden Duft.

Ein rätselhaftes Glimmen erfüllte das Innere der Glaskugel, die er während der letzten Viertelstunde beobachtet und in der sich ein seltsames Schicksal abgespielt hatte.

Die glattgeschliffene Kristallkugel war sein Fenster in die Welt.

Der Koloß aus Bhutan war ernst und verschlossen. Er konnte nicht länger warten.

Er hatte alles mit angesehen. Wie auf einer Leinwand war er durch die Kugel Zeuge geworden, wie Björn Hellmark das Tor zu einer anderen Welt passiert hatte.

Mahay kannte Hellmark nicht. Aber seit seinem Eintreffen in Genf spielte die Kristallkugel, die ihm eigentlich sein. Schicksal zeigen sollte, verrückt.

Fremde Gesichter und fremde Schicksale erschienen. Menschen, die er nie gesehen hatte, von denen er nichts wußte, standen mit einem Mal im Mittelpunkt seines Lebens.

Er hatte in der Kugel das Haus des jungen Millionärs gesehen, hatte sich an jene Stelle am Genfer See bringen lassen, um nur bestätigt zu finden, was er gesehen hatte.

Das Haus, das er nie zuvor in seinem Leben erblickt hatte, stand dort wirklich. Und darin wohnte eine junge, attraktive Frau mit brauner Haut. Auch sie hatte er nie zuvor gesehen, und doch wußte er von ihr: durch die magische Kristallkugel.

Das Leuchten im Innern der Kugel verstärkte sich wieder, als er

vorsichtig seine großen Hände dagegen lehnte.

Aus den farbigen Streifen und Nebeln formte sich eine Szene.

Eine Terrasse in einem parkähnlichen Garten, davor ein luxuriöser Swimmingpool. Die Sonne schien. Die Glastüren zum Wohnraum standen weit offen. Eine junge, braunhäutige Frau hantierte im Innern des Hauses. Das war die junge Frau, die im Zirkus beinahe von dem bengalischen Tiger angefallen worden wäre.

Mahay nahm die Hände von der Kugel, und die Szene löste sich auf.

Der Mann aus Bhutan erhob sich. Er löschte die Weihrauchstäbchen, packte die Kugel in einen kleinen schwarzen Lederkoffer und verschloß ihn. Rani Mahay verließ mitsamt dem Koffer seinen Wohnwagen. Auf dem Platz, wo die Wohnwagen standen, herrschte um die Mittagsstunde wenig Betrieb.

Der Bhutaner steuerte auf den alten dunklen Mercedes zu, den gestern ein Fahrer des »Indischen Zirkus« bedient hatte. Jetzt fuhr Rani allein.

Es kam ihm darauf an, mit der jungen Brasilianerin zu sprechen.

Auf irgendeine Weise war sein Lebensschicksal mit dem dieser Frau und mit dem jenes Mannes verbunden, dessen Verschwinden aus dieser Welt er beobachtet hatte. Alles, was in dem alten Haus im Londoner Stadtteil Soho, in der Bourchier Street, passiert war, berührte unmittelbar das Leben der jungen Brasilianerin und auch das von Rani Mahay.

*

Als die Klingel anschlug, dachte Carminia Brado zuerst an Björn.

Gleich halb eins. Vielleicht war er schon wieder zurückgekommen.

Sie eilte zur Wohnungstür und öffnete. Vorn an der Gartentür stand ein Riese von einem Mann.

Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan!

Was wollte der hier?

Mißtrauisch ging Carminia auf ihn zu. »Mister Mahay?« fragte sie erstaunt. »Wie komme ich zu der Ehre Ihres Besuches?«

»In diesem Haus wohnt ein Mann mit blondem Haar«, sagte Mahay. »Ich kenne seinen Namen nicht. Ich weiß nur, wie er aussieht. Dieser Mann ist seit gestern in London. Vor einer halben Stunde hatte er eine Begegnung dort, die für ihn schicksalhafte Bedeutung haben kann.«

»Björn!« entfuhr es Carminia. »Aber wieso… wissen Sie von ihm?«

»Durch die magische Kugel, Madame. Ich möchte Ihnen gern helfen.«

Carminia verstand überhaupt nichts mehr. Viele Erklärungen

waren notwendig, aber die ließen sich nicht zwischen Tür und Angel abtun. Die Brasilianerin forderte ihren Besucher auf, in das Haus zu kommen.

Mahay war ein rätselhafter Mensch. Er wußte von Dingen, die er eigentlich als Außenstehender nicht einmal ahnen konnte.

Mahay holte ziemlich weit aus, schilderte Stationen seines Lebens, sagte, daß er der Sohn eines Bhutaners und einer Leptscha-Frau sei, die aus Nepal stammte. Er beschrieb sein Land, das ein zerschnittenes Gebirgsland sei, in dem es tiefe Täler und wilde Schluchten gäbe. Und dann sprach er von seinem Onkel, der in einem abgelegenen Kloster im östlichen Himalaya als buddhistisch-lamaistischer Mönch lebte. Von diesem Onkel hatte er die magische Kristallkugel bekommen.

Er nahm sie aus dem Lederkoffer und stellte sie vorsichtig in die Mitte des Tisches.

Das geheimnisvolle, nie verlöschende Glimmen wogte im Innern der Kugel.

»Es ist ein sehr seltener Bergkristall«, erklärte Rani Mahay. »Mein Onkel hat ihn geschliffen, bis er so rund und so glatt war. Er ist von seltener Reinheit und Durchsichtigkeit. Die Kugel war das Fenster zur Seele der Menschen. Mein Onkel führte ein heiligmäßiges Leben, und eines Tages ist ihm Buddha erschienen und hat ihm anvertraut, daß er in seiner Todesstunde den Zauberkristall an mich weiterschenken soll. Der Kristall soll mir Glück bringen. Ich würde durch den Besitz der Kugel in die Lage versetzt, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Ich wußte zu jeder Zeit, was mich erwartete. Fremde Gesichter tauchten auf: es waren Menschen, die ich später kennenlernte, Menschen, deren Schicksal irgendwie mit dem meinen verschmolzen war. In diesem magischen Kristall habe ich auch Ihr Gesicht zum erstenmal gesehen.«

Carminia Brado schüttelte den Kopf. »Es hört sich so phantastisch an, wie ein orientalisches Märchen. Ich habe auf Bildern schon solche Kristallkugeln gesehen. Aber ich nahm diese Dinge nie ernst.«

»In ferner Zeit schon suchten die Menschen Rat durch die magische Kugel«, erwiderte der Bhutaner. »In der Vergangenheit gab es sehr viele solcher Kugeln, die von heiligen Männern geschaffen und weitergereicht worden waren. Der Wunsch, einen Blick in die Zukunft zu werfen, ist so alt wie die Menschheit selbst. Nur wenige magische Kristalle sind wirklich echt. Viele sind Nachbildungen, und es werden betrügerische Absichten damit verfolgt. Dieser Kristall aber ist echt. Ich habe unsere Begegnung darin vorausgeschaut, ich habe – vor einer guten halben Stunde – den Mann darin gesehen, den Sie lieben. Es ist etwas passiert, das ich nicht begreife. Deshalb bin ich hier.«

Carminia konnte Mahay bestätigen, daß Björn sich in der Tat in London aufhielt.

Sie erwähnte auch den Zeitungsbericht und das Telefongespräch,

das Björn kurz vor seinem Abflug nach London noch mit der Sekretärin des Verlegers Richard Patrick geführt hatte.

Mahay konnte nichts damit anfangen.

»Was haben Sie gesehen, Mister Mahay?«

Der Bhutaner beschrieb die Szene ganz genau. Er konnte das Haus angeben, Größe und Farbe, sogar die Hausnummer. Es war die Bourchier Street 156 in Soho. Er konnte auch das Innere der Wohnung beschreiben. Ein Schlafzimmer, darin ein Mann, der sich gegen zwei blutgierige Bestien wehrt. Sie haben die Form von großen, zottigen Hunden. Aber ihre Köpfe sind menschliche Totenschädel. Hellmark kann kaum abwehren. Er taumelt, fällt und stürzt durch einen Spiegel. Björn Hellmark verschwindet aus dem Diesseits.

Mahay schilderte es so, als nähme er an dem Ereignis eben teil.

Carminia Brado wurde bleich. Sie hatte Erfahrung mit den Dingen, die um Björn herum vorgingen. Auch ein geheimnisvoller Spiegel hatte in seinem Leben schon eine Rolle gespielt. Bei den makabren Ereignissen auf einer kleinen irischen Insel hatte Björn diesen Spiegel an sich genommen.

Carminia witterte Gefahr. »Man muß ihn sofort warnen«, murmelte sie.

Die Brasilianerin versuchte, Björn telefonisch zu erreichen. Nicht einen einzigen Augenblick zweifelte sie daran, daß Mahay die Wahrheit sprach. Die Tatsache allein, daß er verschiedene Fakten überhaupt zusammenbrachte, die eindeutig für Hellmarks Mission sprachen, und die nur sie wissen konnte, sprachen für sich.

Mahay war zu einem Helfer geworden, ohne daß er wahrscheinlich ahnte, wie wichtig sein Auftauchen geworden war.

Carminia erreichte Björn nicht in seinem Hotel.

War er bereits unterwegs? Oder was machte er sonst? Sie hinterließ auf jeden Fall eine Nachricht für ihn, in dem sie ihn bat, umgehend anzurufen, ehe er eine bestimmte Adresse aufsuchte. Sie warnte ihn davor, das Haus Nr. 156 in der Bourchier Street zu betreten.

Und dann rief sie den Flugplatz an. Sie konnte ein Ticket für eine Maschine buchen, die heute mittag um fünfzehn Uhr fünf abflog.

Dann kehrte die Brasilianerin zu dem wartenden Mahay zurück, der inzwischen die Kristallkugel aus dem Koffer genommen hatte.

»Wenn auch nur ein Bruchteil dessen stimmt, was Sie gesehen haben, Mister Mahay, ist Ihnen der Dank Hellmarks gewiß.«

»Ich will keinen Dank, Miss Brado. Es ist für mich eine Selbstverständlichkeit, Ihnen zu helfen. Hoffentlich ist es eine Hilfe.«

»Wie funktioniert die Kugel? Kann auch ich einen Blick hineinwerfen?« fragte die Brasilianerin scheu.

»Sie ist auf meinem Körpermagnetismus abgestimmt. Die Luft wie

alles, was uns umgibt, sendet Impulse aus. Sie bestimmen das Verhalten der Menschen, ihre Stimmungen und Gefühle. Man spricht vom Einfluß des Wetters, von dem des Milieus. Eine bestimmte Stunde in unserem Leben kann schicksalhaft werden. Hätten wir die Umstände, die zu diesem schicksalhaften Geschehen geführt haben, früher und vorher gekannt, wäre dies oder jenes nicht eingetreten. Ein Unfall kann vermieden werden, wenn man vorher die Umstände kennt, die ihn herbeiführen.«

Während er sprach, legte er seine großen Hände auf die Kugel.

Fast augenblicklich verstärkte sich das Leuchten im Innern der Kugel. Mahay führte seine Hände nach unten zum goldschimmernden Metallfuß, auf dem die Kugel ruhte, und Carminia konnte die phantastische Welt im Innern der Kugel erkennen.

Farbig und klar waren die Bilder, die sie sah.

Das Innere einer Wohnung. Alte, nicht ganz billige Möbel. Als würde eine unsichtbare Kamera eine Farbaufnahme machen, so war der Eindruck.

Ein Wohnzimmer. Hinter dem Tisch an der Wand eine Vitrine, darauf ein handgeschnitztes Kästchen, mit seltsamen Fabelfiguren verziert.

Die Tür zum angrenzenden Raum stand offen.

In der Kugel sah man dieses Zimmer, als würde man über dem Ganzen schweben.

Ein breites Bett. Hier hatte ein Kampf stattgefunden. Das Federbett lag auf dem Boden, der Stoffhimmel war herabgerissen. Blutflecke auf dem Leinen, Blutflecken auf dem Boden.

Eine Vorhangwand dem Bett genau gegenüber. Auch hier war der Stoff zerrissen. Dahinter ein großer, mannshoher Spiegel. Er war zersplittert, und wo die Scherben heruntergefallen waren, sah man die rauhe, rissige Wand, an der der Verputz und die Tapete fehlte.

Auf dem Boden vor dem Spiegel aber lag eine verweste Leiche.

*

Carminia Brados und Rani Mahays Blicke trafen sich.

Die Szene in der Kristallkugel erlosch. Die farbigen Nebel wallten, die Bilder verschwanden. Rani Mahay löste seine Hände vom Fuß der Kristallkugel.

»Was hat das zu bedeuten, Mister Mahay?« fragte Carminia Brado entgeistert.

»Ich weiß es nicht«, gab Mahay kleinlaut zu. »Es war die gleiche Wohnung, die ich vorhin gesehen habe. Doch ich habe ein Ereignis zu Gesicht bekommen, das offensichtlich nach den Geschehnissen, die ich vorhin gesehen, erfolgen wird. Dieser schnelle Wechsel – es kann nicht

sein…« Rani Mahay war verwirrt.

Carminia Brado hatte einen furchtbaren Verdacht. »Könnte es sein – daß Sie vorhin etwas gesehen haben, das vielleicht schon Vergangenheit ist? Oder was sich in dem Augenblick abspielte, als Sie es in der Kugel wahrnehmen konnten?«

Mahay zog hörbar den Atem ein. »Das wäre eine Möglichkeit – aber es stellt einen einmaligen Fall dar, Miss Brado. Ich hatte erwartet, noch einmal die gleichen Bilder zu empfangen. So ist es bisher immer gewesen – doch nun dieser schnelle Wechsel – er läßt in der Tat keinen anderen Schluß zu als den, den Sie gefolgert haben. Dann allerdings müssen hier Kräfte wirksam geworden sein, mit denen ich bisher noch nie zu tun hatte.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Mister Mahay. Aber im Leben Björn Hellmarks muß man mit allem rechnen. Ich hoffe nur, daß es nicht so ist, wie wir jetzt vermuten. Dann käme unsere Warnung zu spät.«

*

Grelle Farben und tiefe Dunkelheit wechselten hektisch miteinander ab. Aufgerissene Mäuler scheußlicher Bestien bedrohten ihn. Stinkender Atem fauchte ihn an. Und dann zogen wieder liebliche Wölkchen daher, die blutrote Blitze zerrissen.

Björn Hellmark wußte nicht, wo er war und was mit ihm geschah.

Ganze Rudel von Totenkopfhunden fielen ihn an. Es kam ihm der Gedanke, von seiner Fähigkeit, sich zu verdoppeln, Gebrauch zu machen, um die Tiere umstellen zu können.

Aber bevor er sich konzentrieren konnte, schlugen ungezählte Katzenpfoten nach ihm. Er wich zurück und stürzte in einen Spiegel, der in tausend spitze Scherben zerfiel, die Hellmark durchbohrten.

Alle Bilder und Farben und Blitze umkreisten ihn wie ein rasendes Karussell. Er streckte die Arme aus, um das makabre Ringelspiel zum Stehen zu bringen.

Aber er fühlte sich zu schwach, stürzte, fiel ins Uferlose und wurde plötzlich wieder hochgehoben.

Da gelang es ihm, die Augen einen Spalt weit zu öffnen.

Tiefe Schwärze umgab ihn.

Er registrierte jetzt mit absoluter Sicherheit, daß er waagerecht lag. Aber schon fiel er wieder zurück in den Strom seiner Gefühle. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis er sich kräftig genug fühlte, erneut die Augen zu öffnen.

Er lag auf etwas Weichem, Nachgiebigem. Ein Bett?

Die farbigen Streifen vor seinen Augen formierten sich zu Gestalten und Umrissen.

Er sah ein weites, in grau-grünes Licht getauchtes Gewölbe über

sich, eine Kugel, die endlos schien.

Darunter lag eine Halle mit Säulen und mannshohen Podesten, auf denen es sich regte.

Er glaubte, in der Vorhalle zur Hölle angekommen zu sein.

Er schloß blitzschnell die Augen, öffnete sie wieder – und der Eindruck blieb.

Höllische Wesen tummelten sich auf den Podesten, saßen auf den runden Stufen, welche die Wände säumten.

Ein widerlicher Geruch stieg ihm in die Nase.

Er sah unzählige von den riesigen Hunden und Katzen mit dolchartigen Vampirzähnen und Ungetüme, deren Aussehen eine Mischung zwischen Riesenvogel und Raubtier war, für die es kein irdisches Gegenstück gab.

Ein seltsames Vibrieren lag in der Luft. Glockenhell ertönte die Stimme, die er deutlich verstand:

»Willkommen in, meinem Tempel auf der anderen Seite des Diesseits, Björn Hellmark.«

Der Angesprochene drehte den Kopf in die Richtung der Stimme.

Rechts neben Björn befand sich ein Graben, in dem randvoll eine grüne, geruchlose Flüssigkeit stand. Dahinter führten drei schmale, marmorartige Stufen zu einem grauen Thron, der aus versteinerten Menschenleibern bestand.

*

Hellmark richtete sich auf.

Er starrte zu dem Thron. Darauf saß ein Frau von faszinierender Schönheit, wie eine Göttin.

»Wie eine Göttin!« hämmerte es in Björns Bewußtsein. »Die Schreckensgöttin!« Dieses Bild kannte er. Die Umgebung war ihm nicht neu. Edgar Laughton hatte sie in allen Details beschrieben.

Hellmark war den gleichen Weg gegangen. Er befand sich im Tempel der Schreckensgöttin. Wo aber stand der Tempel? Wie kam man dorthin?

Durch den Spiegel im Zimmer von Betty Roughly! Daran erinnerte er sich ganz genau. Er hatte nichts vergessen. Der anfänglichen Schwierigkeit, seine Gedanken wieder in Ordnung zu bringen, folgten nun klare, logische Überlegungen.

Sein Gedächtnis funktionierte einwandfrei.

Die göttlich Schöne lächelte ihn an. In diesem Lächeln, dem Blick dieser Augen standen Versprechen, die nicht schwer zu deuten waren.

Alles, was sich an furchtbarem Gerümpel um ihn herum zeigte, war vergessen. Die Frau hatte eine Ausstrahlung, der man verfallen mußte.

Sie trug das kohlschwarze Haar hüftlang. Die violettschimmernde Haut war unverhüllt Ihren Busen bedeckten zwei grinsende Totenschädel. Es war alles so, wie Edgar Laughton es geschildert hatte.

Auch die dämonischen Wesen zu ihren Füßen fehlten nicht.

Es waren besonders ausgesucht kräftige Exemplare von Höllenhund und Vampirkatze und einem mannsgroßen vogelartigen Schuppentier mit einem glühenden Haubtierauge. Das andere Auge oberhalb des gekrümmten Schnabels fehlte. Ein häßliches schwarzes Loch gähnte.

Das echsenartige Vogeltier bewegte seine vier scharfen Krallen.

Hellmark hatte einen schrecklichen Verdacht. Er mußte an sein zurückliegendes Abenteuer mit der irischen Druidin denken. Er war in die vierte Dimension geschleust worden. Alle Anzeichen ließen keinen Zweifel zu.

Der Spiegel im Schlafzimmer von Betty Roughly in der realen, dreidimensionalen, mit menschlichen Sinnen wahrnehmbaren Welt war ein transdimensionales Tor, das er gezwungenermaßen hatte passieren müssen.

Eine Ohnmacht war erfolgt.

Während er noch mit seiner Bewußtlosigkeit kämpfte, war er hierher verschleppt und vor die Füße der Schreckensgöttin gelegt worden.

Er musterte sie und rappelte sich auf. Niemand hinderte ihn daran.

Sie war schön – und abstoßend. All die Dinge, mit denen sie sich umgab, verkörperten Haß und Tod. Nur sie selbst schien eine unvergängliche Blüte zu sein.

Hellmark wischte sich über seine schweißtriefende Stirn. Das Blut auf seinem Kopf und seinem Gesicht war getrocknet. Er löste Blutkrusten aus den Augenwinkeln und von den Brauen.

Er versuchte sich darüber klarzuwerden, wie lange er wohl bewußtlos gewesen war.

Stunden, Tage – oder waren nur Minuten vergangen?

Er warf einen Blick auf seine Uhr.

Sie stand still.

Sie war genau in dem Moment stehengeblieben, als er die transdimensionale Grenze überschritt.

»Über Betty Roughly also«, murmelte er furchtlos, und je länger er auf den Beinen stand, desto kräftiger fühlte er sich. Er blickte an sich herunter. Seine Hose sah mitgenommen aus, das Hemd auf seinem Leib war ein grauer Fetzen. Er sah aus, als hätte er seit Wochen nicht mehr gebadet.

Die Zeit! gellte es wieder in seinem Hirn auf. Er hatte jegliches Gefühl für die Zeit verloren. Kein Wunder. Dreidimensional denkende

und fühlende Individuen kannten keine Zeit. Das begriff man nicht. Man unterstand neuen physikalischen Bedingungen. »Betty Roughly ist eine Hexe«, fuhr er fort, ohne die immer noch lächelnde Schöne aus den Augen zu lassen. »Sie liefert auch Menschenopfer. Edgar Laughton und Fleet waren zwei Personen, denen jedoch die Rückkehr wieder gelang. Die Hölle konnte sie nicht halten.«

»Das ist ein Irrtum«, wurde ihm geantwortet. Die feuchtschimmernden Lippen glänzten verführerisch. Die faszinierend schöne Frau streckte die samten schimmernden Glieder, lehnte sich in dem makabren Thron zurück und sah Björn Hellmark von oben herab an. »Aber in der letzten Zeit ist einiges nicht nach Plan gelaufen. Ich habe mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Neid und Mißgunst gibt es in jeder Welt, wie es Gute und Schlechte, Gerechte und Ungerechte in jeder gibt. Es gibt viele Tempel in diesem Bezirk, mit Fürsten und Göttinnen, mit Zauberern und Hexen. Jeder kämpft gegen jeden. In dem Durcheinander der Kämpfe der letzten Zeit konnten die, denen einst der Weg durch das transdimensionale Tor gestattet wurde, auf Flucht sinnen. Aber was hatten sie davon? Was hatte James Fleet davon? Er verlor sein Gedächtnis. Wer von hier zurückkehrt, weiß nichts mehr über sich und das, was er erlebt hat.«

»Und trotzdem mußte er sterben?«

»So will es das Gesetz.«

»Wer hat diese Gesetze gemacht?«

»Ich. Ich bin die Herrscherin. Diese Welt begreift nur, der in ihr lebt. Edgar Laughton konnte sich bisher gut verbergen. Aber er ist hier gewesen, Björn Hellmark. Auch er konnte die Grenze zurück passieren. Aber er verlor das Gedächtnis. Zwei Fälle von Tausenden, die in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten dreidimensionaler Zeitrechnung wieder in die reale Welt zurückkehren konnten. Aber davor schafften es auch andere. Man nannte sie besessen und geistesgestört, und viele, die versuchten, eine Welt jenseits der dritten Dimension nachzuweisen, die eine flüchtige Erinnerung daran hatten, weil sie irgendwann einmal mit einer Hexe oder einem Magier eine Reise über die Grenzen gemacht hatten, wurden verlacht oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt. In der Vergangenheit gibt es viele Zeugnisse von der Existenz dieser Welt, aber niemand vermochte Zeichen zu lesen, niemand die Bilder zu deuten. Hier ist nicht das Jenseits. Hier ist der Zwischenraum, in dem Geister und Dämonen ihren Ausgangspunkt haben. Es ist die andere Seite des Diesseits.«

»Ich möchte zurück. Laughtons Schicksal ist für mich geklärt«, sagte Hellmark einfach.

Die Schreckensgöttin lachte leise.

»Dann gehen Sie. Aber denken Sie, das wäre so einfach? Fleet hat

vier Jahre gebraucht und Laughton sogar dreißig. Menschenjahre. Zwei Experimente, die schief gingen. Ich hätten ihre menschliche Erinnerung gleich auslöschen sollen. Dennoch waren sie glücklich. Auf ihre Weise. Sie hatten mich. Auch ich kann Sie glücklich machen. Das liegt an Ihnen. Ich kann Sie aber auch töten, Björn Hellmark. Vielleicht sollte ich das auch tun. Es bedeutet mehr Macht für mich. Ich weiß, wer Sie sind und unter welchen Bedingungen Ihr Leben steht. Die Dämonen suchen Sie. Hier werden sie ein leichtes Spiel mit Ihnen haben, wenn ich Sie nicht verstecke.«

»Und warum wollen Sie das tun?«

»Spielerei. Es macht Spaß, einen Menschen um sich herum zu haben. Hier in diesem Tempel, der für die Menschen normalerweise tabu ist. Ich habe für meine menschlichen Freunde immer eine kleine Überraschung bereit.« Sie streichelte über den steinernen Kopf der einen zu ihrer Rechten gebückten Figur. »Sie wurden zu Stein, um mir immer nahe zu sein«, murmelte sie. »Was ich aus Ihnen mache, weiß ich noch nicht. Sie sind nicht freiwillig gekommen, bei Ihnen geschah es mit Zwang, und mit einem gewissen Unbehagen muß ich feststellen, daß Ihr Gedächtnis noch hundertprozentig funktioniert. Das ist bei den meisten nicht der Fall gewesen. Auch bei Fleet und Laughton nicht. Nach kurzer Zeit hatten sie sich akklimatisiert und fühlten sich wohl.«

Hellmark fiel ein zurückliegendes Abenteuer ein. Da waren ihm Menschen begegnet, die durch Magie und die Anrufung von Dämonen in diese Welt Eingang gefunden hatten und schließlich ganz in die höllische Umgebung aufgegangen waren. Nach einiger Zeit hatten sie ihre menschliche Existenz aufgegeben und waren zu Ungeheuern geworden. Er machte eine entsprechende Bemerkung und erinnerte daran, daß Fleet und Laughton lange Zeit hier gewesen waren und doch ihre menschliche Gestalt beibehalten hatten. Alles war voller Widersprüche.

»Nein, das sind keine Widersprüche«, wurde ihm erklärt. »Diese Welt ist vielschichtig, wie es die andere auch ist. Es gibt Menschen verschiedener Hautfarbe. Aber es gibt nicht nur Schwarz und Weiß. Es gibt viele Abstufungen. Es kommt auch darauf an, über welches Tor man die transdimensionale Schwelle überschritten hat. Das Tor, durch das Sie kamen, ist ein normaler transdimensionaler Eingang. Aber es bietet keinen Ausgang. Rundum ist London. Wir befinden uns mitten in London. Die Riesenstadt ist nur einen einzigen Schritt von uns entfernt. Und doch ist sie weiter weg als die nächste Milchstraße. Für Sie ist sie unerreichbar geworden.«

Es klang belustigend und drohend zugleich.

»Fleet und Laughton haben die Grenzen gesprengt«, entgegnete Hellmark.

»Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Das Gespinst zwischen dritter und vierter Dimension ist wie eine unüberwindliche Mauer. Aber besondere Vorgänge in jedem Bezirk dieser Welt, können es transparent machen. Die kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen mir und dem Nachbarherrscher streben ihrem Höhepunkt zu. Dabei werden Kräfte frei, die das Gefüge von Raum und Zeit durcheinanderbringen. Magische Kräfte wurden zu allen Zeiten registriert und beschrieben. Plötzlich verschwanden Schiffe von den Weltmeeren. Die Wand zur vierten Dimension hatte sich aufgetan. Menschen verschwanden vor den Augen anderer, mitten auf belebten Straßen. Sie kamen bei uns an. Umgekehrt können die, welche auf diese Weise die transdimensionale Linie überschritten, wieder zurückfallen, wenn sich plötzlich ein Loch in der Mauer öffnet. Dies ist die Welt der Unsichtbaren. Diese Welt ist eine Schicht der anderen, der sogenannten realen Welt. Beide treffen normalerweise niemals aufeinander. Nur in Ausnahmefällen kann das passieren. Fleet und Laughton kam dieser seltene Zufall zu Hilfe. Ein Riß in der Dimensionenwand und sie kehrten zurück. Aber mit welchem Preis! Sie ahnten die Gefahr und litten doch unter Gedächtnisschwund. Die reale Zeit, die sie hier verbracht hatten, forderte innerhalb eines Tages ihr Recht. Sie alterten, während hier die Zeit für sie stehengeblieben war. Wo es keine Zeit gibt, kann sie auch nicht vergehen. Dies gilt zumindest für diesen Bezirk.«

Hellmark bemühte sich soviel, wie es ging, von dem zu begreifen, was er erfuhr. Er wußte, daß dieses Ereignis in der vierten Dimension von Wichtigkeit für ihn werden konnte. Wenn er es auch nicht begriff, so hatte es doch einen Sinn. Al Nafuur, der so vieles wußte, hatte ihm geraten, dem Schicksal Laughtons auf den Grund zu gehen. Ob er dabei geahnt hatte, was für eine Lage sich dabei entwickeln würde?

Die Begegnung mit der Schreckensgöttin erbrachte zwar nur Aufklärung darüber, auf welche Weise Menschen in den Bann der Welt jenseits der dritten Dimension geraten konnten, aber die Frage, was er eigentlich hier für eine Rolle spielte, wurde nur zum Teil beantwortet.

Doch er war mehr als nur ein Individuum, das zufällig in den Lauf der Dinge einbezogen worden war. Die Schreckensgöttin wußte von seiner Mission. Hier verkehrten die Dämonen, hier waren jene Kräfte aktiv, die ihm übelwollten. Er mußte sich ihnen zum Kampf stellen. Plötzlich glaubte er den Weg vor sich zu sehen, den er gehen mußte, um Veränderungen in der anderen Welt zu schaffen, wo er geboren worden und wo er zu Hause war.

Von hier brachen seine Feinde auf. Nicht alle, aber ein Teil von ihnen. Sie wollten die Mission von Björn Hellmark alias Macabros empfindlich stören. Sie wollten verhindern, daß er sein Volk zusammenfaßte, daß er in verstärktem Maße gegen schwarzmagische

und dämonische Kräfte zu Felde zog, um sie ein für allemal in großem Umfang zu beseitigen und an ihrer Rückkehr zu hindern.

Die Polizei war dazu da, um Verbrechern das Handwerk zu legen. Es war so etwas ähnliches wie ein Verbrechensbekämpfer.

Durch Trance und Manipulationen konnten Menschen zu Marionetten und ihrer Lebensfreude beraubt werden. Er folgte einem hohen ethischen und moralischem Ziel.

Dies alles ging ihm durch den Kopf.

Er hoffte, mehr über seine Gedanken zu erfahren, sobald Al Nafuur sich wieder einmal in seinem Bewußtsein meldete.

Dies war im Moment eine vage Hoffnung.

Aber da gab es noch eine Frage, die ihn intensiv beschäftigte, die auf den ersten Blick unwichtig schien und die doch von entscheidender Bedeutung war.

Es ging um die Person Betty Roughlys.

Sie schleuste unglückliche Opfer auf die andere Seite des Dimensionstores. Was erhielt sie dafür? Eine entsprechende Frage richtete Hellmark an die Schöne auf dem Thron versteinerter Menschenleiber.

»Es gibt keine Betty Roughly«, erhielt er zur Antwort. »Betty Roughly ist niemand anders als ich selbst, der Körper, in dem ich in der dritten Dimension agiere. Dort altere ich als Betty Roughly, bin ein Mensch unter Menschen. Nach hier kehre ich zurück als Herrscherin. Ich habe dadurch eine Chance, die nur wenigen zuteil wird: ich kann sowohl hier als auch in der realen Welt existieren. Außerdem…«

Sie unterbrach sich. Aus der dämmrigen Weite der Halle hinter ihr näherte sich ein makabrer Reiter. Die Knochen des skelettierten Pferdes klapperten. Auf dem Knochengaul saß ein skelettierter Reiter in voller Montur. In der Rechten hielt er ein bleigraues Schwert.

Unruhe kam mit einem Male auf. Die höllischen Wesen im Innern des Tempels verteilten sich in sämtlichen Richtungen.

Unruhe erfaßte auch die Schreckensgöttin.

Sie wandte den Kopf und achtete nicht auf Hellmark.

Hellmark ergriff seine Chance.

Zu Füßen der Schönen lag neben dem Menschenleiber-Thron ein blinkendes Schwert mit einem mit Edelsteinen besetzten Griff.

Der skelettierte Reiter in Montur hob die Hand mit seinem glanzlosen Schwert als Zeichen zum Angriff. Aber dieser Angriff galt nicht ihm, sondern einem Feind, den Björn nicht kannte.

Hier in dieser Welt gab es interne Auseinandersetzungen, hier herrschten eigene Gesetze, und hier gingen Dinge vor, die ein Normalsterblicher niemals zu Gesicht bekam, die er nicht einmal ahnte. Hier war London, ganz in der Nähe flutete am Picadilly Cirkus

der Verkehr, und doch war dies ein andres London. Die Dimensionen trennten die Welten voneinander.

Hellmark reagierte blitzschnell.

Er übersprang mit einem Satz den schmalen Graben.

Die beiden Hunde mit den Totenschädeln reagierten sofort. Da aber riß er auch schon das Schwert der Schreckensgöttin hoch.

Die Schöne schrie auf.

Wie ein Schatten stand Hellmark neben ihr.

Er wollte seinen Arm um den Hals der Schönen legen und mit dem Schwert seine Bedingungen durchsetzen.

Doch der Hund war schneller.

Er sprang ihn an.

Hellmark mußte sich seiner Haut erwehren. Er verlor wertvolle Sekunden. Die Schreckensgöttin sprang von ihrem Thron auf.

Ein großes Durcheinander brach aus.

Der Gegner kam.

Alles lief durcheinander. Die höllischen Wesen jagten, wie auf einen Befehl hin, den Eindringlingen entgegen, die riesigen Echsenvögel erhoben sich. Ihre Schnäbel wurden zu furchtbaren Waffen.

Im Nu ging alles drunter und drüber.

Björn Hellmark bekam die kriegerische Auseinandersetzung nur am Rande mit, weil er sich seiner eigenen Haut erwehren mußte.

Er hob die Rechte und ließ sie mit dem blitzenden, erbeuteten Schwert herabsausen.

Er spaltete den Leib des Höllenhundes mittendurch.

Doch die Schreckensgöttin war außer Reichweite. Sie huschte im Schutz einer makabren Leibgarde davon, während die anderen höllischen Ungetüme sich den Angreifern entgegenwarfen.

Der Angriff mußte für die Tempelherrin trotz aller Vorsicht und Kenntnis überraschend gekommen sein.

Sie hatte es mit einem Gegner zu tun, der über magische Fähigkeiten verfügte, der sein Geisterheer lautlos und unbemerkt bis vor den Eingang des Tempels geleitet hatte und nun mit einer Blitzoffensive das Terrain zu erobern versuchte.

Hier wurde mit Kräften und Methoden operiert, die er nicht durchschauen konnte.

Es war eine andere Welt, die Welt, die hinter dem Spiegel begann.

In dem allgemeinen Durcheinander sah Björn die fast nackte Frau davonjagen. Ihr zu Füßen ein Hollenhund, an ihrer Seite ein dämonisches Schuppentier, das mit gewaltigen Sprüngen neben ihr herjagte, den Weg freimachte, damit die Tempelherrin sich frei bewegen konnte.

Die skelettierten Reiter schlugen mit ihren breiten Schwertern zu.

Die Höllenhunde, Vampirkatzen und Echsenvögel waren den Reitern unterlegen.

Eine Minute lang stand Hellmark wie erstarrt vor dem unbeschreiblichen Bild.

Aus den dunklen Seitenhallen des unübersehbaren Tempels rückten weitere Reiter vor. Es waren Reiter, die für die Tempelherrin kämpften.

Die Schreckensgöttin konnte aber nur wenige Berittene einsetzen.

Die Übermacht, die in den Tempel quoll, war nicht zurückzuschlagen.

Der Kampf war entschieden, von der ersten Minute an. Und das wußte die Tempelherrin. Deshalb war sie geflohen.

Hellmark befreite sich aus dem Bann, in den er geraten war.

Er mußte fliehen. Hier in diesem Chaos war er verloren.

Er sprang von dem Thron der versteinerten Menschenleiber herunter.

Die dämonischen Wächter achteten nicht mehr auf ihn. Sie mußten sich um die Eindringlinge kümmern.

Björn übersprang den Graben.

Wie aus dem Boden geschossen türmte sich plötzlich ein skelettierter Reiter neben ihm auf. Björn duckte sich. Er geriet in die Kampfhandlung. Er hielt sich im Tempel der Schreckensgöttin auf, man sah auch in ihm einen Feind.

Der Reiter schwang sein Schwert. Das Reittier bäumte sich auf. Es wieherte nicht, es gab überhaupt keinen Laut von sich. Nur das knöcherne Klappern der hornigen Hufe war zu vernehmen.

Björn rollte sich unter dem Knochengaul durch. Dann schnellte er wie ein Pfeil von der Sehne nach oben. Der Knochenmann begriff gar nichts. Hellmark riß ihn vom Rücken des Skelettpferdes. Die Knochen klapperten. Hellmark wehrte mit seinem Schwert den sofortigen Angriff ab. Die Schneiden schlugen zusammen. Björn wußte, daß er sich nicht auf einen langen Kampf einlassen konnte, daß er diese Begegnung so schnell wie möglich hinter sich bringen mußte, um überhaupt eine Chance zu haben, dieser Hölle zu entrinnen.

Der Kampf zwischen ihm und dem kämpfenden Skelett war kurz aber heftig. Hellmarks Schwert der Schreckensgöttin war leicht. Die scharfe Schneide durchschlug das Schulterblatt des Skeletts, und die Knochen schepperten auf den Boden herab.

Hellmark schlug den Knochenmann kurz und klein, während das Skelettpferd davonjagte. Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete Hellmark, wie die Schreckensgöttin in einem Durchlaß verschwand. Hellmark registrierte mit Grauen, daß der Reiter, der in seine einzelnen Knochen auseinandergefallen war, nicht wirklich zu vernichten war. Die Knochen bewegten sich, formierten sich wieder,

und unsichtbare Hände schienen das Skelett von neuem zusammenzusetzen. Der Knochenmann erhob sich wieder.

Hellmark ließ noch einmal das erbeutete Schwert durch die Luft sausen. Die Schneide köpfte den Schädel, den die Wucht des Schlages einige Meter weit davon schleuderte. Aber der Kopf rollte zurück wie ein Ball, den man an einem unsichtbaren Faden zog.

Das Gros der berittenen Reiter schob sich weiter heran.

Hellmark begann zu laufen. Er sprang über die Kadaver der Vampirkatzen und Höllenhunde hinweg, die wie ein dicker Teppich den Boden des unheiligen Tempels bedeckten.

Hellmark begriff, daß dieser massive Angriff seinen Tod, aber auch sein Leben bedeutete.

Die Schreckensgöttin alias Betty Roughly kannte einen Fluchtweg. Sie würde versuchen, das transdimensionale Tor zu erreichen, das in die Wohnung der Bourchier Street Nr. 156 mündete.

Mit langen Sätzen hetzte Hellmark hinter der Fliehenden her, die im Dämmer des langen Ganges untertauchte.

Ihre violette Haut schimmerte jetzt in einem sanften Orange. Er sah die Umrisse des davon taumelnden Körpers in der zunehmenden Finsternis des gewundenen Ganges, der immer enger wurde.

Die Tempelherrin war allein. Der Hund und der Echsenvogel waren gefallen. Sie selbst war verletzt. Er vernahm ihr Stöhnen, ihren schnellen Atem.

Hellmark war nur wenige Schritte hinter ihr.

Da sah er die Wand vor sich.

Die Tempelherrin des untergehenden Tempels warf sich dagegen.

Sie drehte ihm den Rücken zu.

Und Björn sah, daß genau zwischen den Schulterblättern eines der breiten, grauen Schwerter steckte.

*

Es krachte häßlich, als die Schreckensgöttin mit dem tief in ihren Schultern steckendem Schwert gegen die seitliche Wand stieß. Das Schwert zerbrach, und der Knauf fiel klirrend zu Boden.

Die Schreckensgöttin verschwand in der Wand wie ein Geist, der sich auflöste.

Nur eine halbe Sekunde später stand Hellmark vor der gleichen Stelle, warf sich gegen die Wand.

Es blieb eine Wand. Hart und unüberwindlich. Er schlug mit dem Schwert dagegen. Funken sprühten aus dem harten Gestein.

Hier gab es keinen Ausgang. Nicht für ihn. Die Rückkehr war ihm nicht möglich.

*

Auf der anderen Seite der Wand, in der realen Welt der dritten Dimension, kam die Schreckensgöttin an. Ihr Körper nahm sofort die Gestalt der Betty Roughly an.

Aber Betty Roughly war zu Tode verletzt.

Ihr Gesicht war von der Vergänglichkeit gezeichnet.

Sie stand in ihrem durcheinandergewühlten Schlafzimmer vor der Spiegelwand, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Sie taumelte. Mit letzter Kraft schlugen ihre geballten Fäuste gegen den Spiegel, der das Tor zur anderen Dimension war.

Das Glas zersplitterte. Immer und immer wieder schlug sie dagegen, auch noch, als sie halb bewußtlos zu Boden glitt. Große Scherben lösten sich, und ihre wie rohes Fleisch zerschnittene Faust öffnete sich endlich.

Der Spiegel war zerstört.

Die alte Wand des Hauses blieb bloß und nackt zurück.

Betty konnte nie mehr zurück, ihre Freunde, aber auch ihre Widersacher konnten das Tor nicht mehr passieren.

Sie griff im Sterben nach dem langen Vorhang und riß ihn mit zu Boden.

Verkrümmt blieb ihre Leiche vor der leeren Wand liegen.

Im Tod schloß sich die häßliche Wunde auf dem Rücken. Die Hälfte des Schwertes, das zwischen den Schulterblättern steckte, löste sich in nichts auf. Die Leiche begann sofort zu verwesen.

*

Big Ben schlug fünfmal, als Richard Patrick sich entschloß, die Initiative zu ergreifen.

Etwas stimmte da nicht. Hellmark hätte sich längst melden müssen.

Der amerikanische Verleger saß mit Edgar Laughton in einem kleinen Lokal an der Straßenecke Stanley Street und konnte von hier aus Big Ben sehen.

Björn Hellmark hätte sich längst melden sollen. Diesen Treffpunkt hatten sie vereinbart.

Patrick zahlte, und fünf Minuten später war er mit Laughton im Wagen unterwegs, Richtung Soho.

Er parkte direkt vor dem Haus in der Bourchier Street Nr. 156. Während Laughton im Wagen blieb und Patrick ihm einschärfte, die Sicherungsknöpfe von innen gedrückt zu lassen, das es zu keiner unliebsamen Überraschung für den Maler kommen konnte, lief der Amerikaner ins Haus.

An der Wohnungstür von Misses Betty Roughly angekommen, klingelte er mehrmals. Nichts rührte sich hinter der Tür.

Hatte Hellmark die Frau, die er hier zu finden gehofft hatte, nicht angetroffen? Aber dann hätte der Deutsche auf jeden Fall Bescheid gegeben.

Unruhe erfüllte Patrick. Er mußte daran denken, daß an der ungeheuerlichen Geschichte Laughtons mehr war, als man sich träumen ließ. Wenn Hellmark nun das gleiche zugestoßen war, wie Laughton in dieser Wohnung vor dreißig Jahren? Das war nicht auszudenken. Die Polizei mußte her, sie mußte nachsehen. Sofort.

Er drehte sich um und wollte die Treppen hinablaufen, um das nächste Revier telefonisch zu verständigen. Da hörte er ein Geräusch. Jemand kam die Treppen herauf. Bis in den letzten Stock. Eine junge Frau, elegant gekleidet, braunhäutig. Eine Südamerikanerin.

Carminia Brado hatte sich nach ihrer Ankunft auf London Airport Heathrow sofort mit einem Taxi hierherbringen lassen.

Patrick und Carminia musterten sich. Der Verleger hatte sofort einen bestimmten Verdacht, als er die kupferbraune Schönheit sah. Hellmark hatte ihm einiges aus seinem Leben erzählt, unter anderem auch von seiner Begegnung mit der attraktiven Brasilianerin aus Rio de Janeiro.

»Miss Brado?« fragte er zaghaft. Carminia sah ihn erstaunt an.

»Woher kennen Sie mich?«

Patrick stellte sich vor. Und dann fragte er: »Aber wieso sind Sie hier? Gerade in diesem Haus?«

»Ich habe einen Hinweis von einem Freund bekommen«, sagte sie ausweichend. »Björn ist noch immer nicht im Hotel gewesen. Die Wahrscheinlichkeit, daß er sich hier in diesem Haus, in dieser Wohnung aufhält, ist sehr groß.«

»Aber es ist niemand zu Hause. Ich habe schon mehrfach geklingelt«, entgegnete Richard Patrick.

»Dann holen Sie die Polizei. Es muß jemand da sein. Vielleicht kann man uns nicht öffnen, und die Tür muß mit Gewalt aufgebrochen werden.«

Richard Patrick war wie vor den Kopf geschlagen. Aber das war genau seine Idee. Er sagte nichts, nickte nur und eilte die Treppen hinunter.

Er blieb eine Viertelstunde weg.

In dieser Zeit stand Carminia Brado am Flurfenster und starrte in den düsteren Hinterhof, wo ein paar Kinder spielten, wo ein abgemagerter Hund an einem Knochen nagte und zwei Frauen in zwei übereinander liegenden Fenstern standen und sich gegenseitig beschimpften. Die untere schlug schließlich ihre Fenster zu, und die obere lachte gehässig, begoß weiter ihre Blumen, so daß reichlich

Wasser auf die Fensterbank des unteren Stockwerks tropfte.

Richard Patrick kam mit zwei Uniformierten und einem Handwerker die Treppen hoch.

Die Bobbys klingelten an der Wohnungstür mit dem Schild »Betty Roughly«. Aber auch sie hatten kein Glück.

Carminia Brado gab ihnen zu verstehen, daß sie hundertprozentig davon unterrichtet sei, daß ihr Verlobter in dieser Wohnung einen Besuch hatte machen wollen. Es müsse irgend etwas geschehen sein.

Daraufhin öffnete der Handwerker das Schloß. Es war eine Momentsache.

Hinter den Bobbys betrat zuerst Carminia Brado die muffige Wohnung, die düster und ungelüftet war.

Die beiden Uniformierten standen an der Tür zum Wohnzimmer. Einer murmelte: »Leichengeruch.«

Carminia konnte die Bemerkung verstehen, und ihr Herzschlag stockte.

Die Bobbys durchquerten das Wohnzimmer und stießen die Tür zum Schlafzimmer auf. Sie fanden die tote Betty Roughly. Sie war schon stark in Verwesung übergegangen. Seit mehreren Tagen schien niemand mehr in der Wohnung gewesen zu sein.

*

Die Dinge liefen automatisch ab.

Inspektor Henry Gloaster vom New Scotland Yard kam und brachte einen Gerichtsarzt mit.

Während er die verweste Leiche untersuchte, sprach Gloaster mit den Menschen, die ein Interesse daran gehabt hatten, Misses Roughly zu sprechen.

Die Gespräche erbrachten nicht viel, denn sowohl Patrick als auch Carminia Brado hielten sich zurück. Aber Gloaster hatte sowieso schon seine eigene Meinung. Die Dinge sprachen für sich. Betty Roughly war – das meinte auch der Arzt nach der ersten flüchtigen Untersuchung – eines natürlichen Todes gestorben. Es gab keine äußeren Einwirkungen. Die alternde Frau hatte hier allein gelebt, niemand hatte sich um sie gekümmert.

Das paßte auch zum Bild des zerstörten Spiegels. Sie mußte dagegen gefallen sein.

Aber es gab seltsame Widersprüche, die nie geklärt wurden. Hausbewohner behaupteten, Misses Roughly noch am Morgen dieses Tages gesehen zu haben.

Die Untersuchung aber ergab eindeutig, daß Misses Roughly schon seit über einer Woche tot hier liegen mußte. Die Verwesung war so weit fortgeschritten, daß jede andere Behauptung Unsinn war.

Ein Hauch des Geheimnisses umgab den Tod von Betty Roughly.

Carminia Brado redete nur sehr wenig. Sie fand hier in der Wohnung alles so wieder, wie sie es in der magischen Kristallkugel von Rani Mahay beobachtet hatte.

Die Leiche vor dem zerstörten Spiegel. Der Spiegel aber war für sie, Carminia Brado das wichtigste. Spiegel spielten in Hellmarks abenteuerlichem Leben eine große Rolle.

*

Die Wohnung wurde versiegelt. Patrick nahm Carminia Brado mit. Im Hotel sprachen sie in Ruhe über alles. Laughton war ebenfalls anwesend. Die Brasilianerin erfuhr alles, was Patrick an diesem Tage mit Hellmark unternommen hatte. Sie wurde auch in die Sitzung bei Dr. Shaker, dem Psychologen eingeweiht, und das Schicksal von Laughton, der dreißig Jahre seines Lebens vergessen hatte, kam auch zur Sprache.

Carminias Kopf dröhnte. Sie wollte gern allein sein. Dafür hatte Patrick Verständnis.

Carminia zog sich auf das Zimmer Björns zurück. Aber dort hielt sie es nicht lange aus. Sie hatte das Gefühl zu ersticken. Sie verließ das Hotel, und Richard Patrick beobachtete sie von der Halle aus, in der er mit Laughton saß, der noch nicht ahnte, daß die Jagd auf sein Leben durch die Zerstörung des transdimensionalen Tores endgültig zu Ende war, denn die Höllenhunde und Vampirkatzen konnten diese Brücke nicht mehr benutzen.

Carminia lief ziellos durch die belebten, abendlichen Straßen Londons.

Zahllose Gedanken und Fragen erfüllten sie. Die Brasilianerin versuchte Ordnung in ihr aufgewühltes Bewußtsein zu bringen.

Am Picadilly Cirkus, wo der rauschende Verkehr von allen Seiten herbeiflutete und um das Eros-Denkmal rollte, setzte sie sich gedankenverloren auf eine steinerne Stufe in der Mitte des Kreisels. Junge Menschen, Mädchen und Burschen, unterhielten sich engumschlungen. Und die Autos fuhren vorbei und die Lichtreklamen zuckten.

Carminia Brado fühlte sich trotz dieser Betriebsamkeit allein auf der Welt.

Aber sie war nicht allein. Jemand stand neben ihr. Jemand, den sie nicht sehen konnte.

Björn Hellmark!

Er war den Weg zurückgegangen, als der Kampfeslärm verstummt war. Und er hatte den Tempel der Schreckensgöttin als einen Trümmerhaufen vorgefunden. Die dämonischen Verteidiger gab es

nicht mehr, die Heere der Skelette waren vom Winde verweht.

Eine eigentümliche Ruhe breitete sich über der unwirklichen, fremden Landschaft aus.

Und dann war er den Weg über die Trümmer gegangen, auf eine finstere Straße zu. Und rundum zeigten sich die wohlvertrauten Schemen einer Stadt, in der er schon so oft gewesen war: London. Er sah die Menschen, den Verkehr, und er war mitten drin. Er konnte es sehen, aber er konnte nichts hören.

Er war weitergegangen und hatte den Picadilly Circus erreicht. Und auf einer steinernen Stufe zu Füßen des Eros sah er Carminia sitzen. Ernst, verschlossen, nachdenklich.

Und dann hatte er neben ihr gestanden. Er fühlte sich erleichtert und in einem Schwebezustand, wie er ihn nicht beschreiben konnte.

Er war mitten in London. Und doch bemerkte ihn niemand. Man sah ihn nicht, er war unsichtbar.

Er legte Carminia die Hand auf die Schulter. Sie bemerkte es nicht. Er sprach mit ihr. Aber sie konnte ihn nicht hören. Er war ihr auf Tuchfühlung nahe – und doch trennten sie Lichtjahre voneinander.

Er war nur ein Geist, der einen Blick in die Welt warf, aus der er gekommen.

»Du brauchst keine Angst um mich zu haben. Ich lebe und werde einen Ausweg finden. Ich werde versuchen, dir immer ganz, ganz nahe zu sein.« Die Worte kamen einfach über seine Lippen.

Carminia vernahm sie nicht.

Sie hatte die Augen geschlossen, sie dachte nach, und während er neben ihr stand, hoffte er, daß sie wenigstens fühlte, wie intensiv er an sie dachte.

Ihr Gesicht verklärte sich plötzlich. Ein flüchtiges Lächeln stahl sich auf ihre Lippen, über die er zärtlich seinen Zeigefinger führte.

Und plötzlich war da noch ein vertrautes Gesicht in der Nähe von Carminia.

Es war Richard Patrick, der Verleger der »Amazing Tales.«

Er war über die Straße gekommen und ging auf Carminia zu.

Sie blickte zu ihm auf.

»Ich bin Ihnen nachgegangen«, gestand er. »Entschuldigen Sie. Ich habe befürchtet, Sie würden eine Dummheit begehen.«

»Eine Dummheit?« fragte sie leise. »Nein, da brauchen Sie bei mir keine Angst zu haben. Ich begehe keine Dummheit, Mister Patrick. Ich habe mir nur über alles Gedanken gemacht und bin zu einem Schluß gekommen.« Sie wirkte erstaunlich verändert, beinahe heiter. »Ich bin überzeugt davon, daß Björn wiederkommt, vielleicht morgen, vielleicht in einer Woche, in einem Monat. Ich hoffe, daß er keine dreißig Jahre braucht wie Mister Laughton. Björn Hellmark ist ein besonderer Mensch, und ich glaube, er hat das gefunden, was er

gesucht hat. Ob die Odyssee seines Lebens begonnen hat? Ich nehme es stark an. Björn wird bald wieder da sein, das fühle ich. Er hält grundsätzlich die Versprechen, die er gibt. Und mir hat er versprochen, mich zu heiraten. Da kann er doch keine dreißig Jahre warfen, nicht wahr?« Sie erhob sich lächelnd, und Patrick hakte sie unter. Gemeinsam gingen sie davon, Richtung Kensington-Hotel. Carminia warf noch einen Blick zum Picadilly zurück. »Ich habe das Gefühl, daß er uns sieht.«

In der Mitte des Picadilly-Circus unter dem Eros-Denkmal stand ein Unsichtbarer und blickte ihnen nach.

ENDE